

*William ...  
...  
Hesse*

Preis \$3.00 per Jahr,

in jährlichen oder halbjährlichen Abhebungen, jedes einzelne Heft 25 Cents, und für die  
die Kasse nur nach der Höhe der regelmäßigen Abonnenten Rechnung  
von dem alle was diesen die Aufhebung garantiert werden.

---

# Atlantis.

---

Eine Monatschrift

für

Wissenschaft, Politik und Poesie.

---

Herausgegeben und redigirt

von

Christian Eifellen.

---

Neue Folge. Dritter Band.

---

August-Heft.

Cleveland, Ohio, 1855.



# Blatts.

Neue Folge,  
Band 3. Heft 2.

August, 1855.

Alte Folge,  
Bd. 3, Nr. 97-100.

## Die nächsten Staatswahlen in Ohio.

Wir haben in der vorigen Nummer gewisse Befürchtungen über die republikanische Convention vom 13. Juli ausgesprochen, welche zum Theile in Erfüllung gegangen sind. Die Free Soilpartei hat nicht auf die Hülfe der Nichtswisser bei den nächsten Staatswahlen verzichtet; sie hat geglaubt, besser durch Thatsachen, wie durch Proteste und Plattformen den nativistischen Bestrebungen gegenüber treten zu können, und sich begnügt, Herrn Chase an die Spitze des Tickets zu bringen, den Rest desselben der Fusion aller Parteien überlassend. Wir wollen nicht entscheiden, ob dies ein Akt politischer Klugheit war oder nicht; so viel ist gewiß, daß es uns Eingewanderte schmerzlich berühren muß, daß diejenige Partei, der wir durch Prinzipien und Sympathieen angehören, nicht wagt, in einer Frage sich offen auszusprechen, bei welcher es sich um unsere eigensten, theuersten Rechte und die wesentlichsten Gesamtinteressen der Republik handelt. Jeder rechtliche Politiker wird mit uns darin übereinstimmen, daß die Nationalitäts- und Naturalisationsfrage in der letzten Zeit so sehr in den Vordergrund getreten ist, daß es nur ein Akt politischer Heuchelei ist, wenn man bei der Bildung neuer Plattformen und Parteien sie umgehen und verschweigen will. Schweigen heißt hier zugestehen. Diese Thatsache gewinnt eine noch unangenehmere Bedeutung, wenn wir uns daran erinnern, wie mächtig und einflußreich die Free Soilpartei dieses Staates schon ist, und wie wenig dieselbe nothwendig hat, unwürdige, inkonsequente und zweifelhafte Bündnisse zu schließen. Am 13. Juli konnte es den vereinigten Anstrengungen der Hunkerwhigs und Know-Nothings nicht gelingen, die Nomination des Herrn Chase zu vereiteln, und wir haben nur nothwendig, die Aeußerungen der gesammten freiheitsfeindlichen Presse über diese Nomination zu lesen, um zu begreifen, daß sie ein großer und entscheidender Sieg der Free Soilpartei über alle alle anderen Ismen und Fractionen des republikanischen Lagers war. Der hiesige „Erpress“, ein officielles Know-Nothing-Blatt, ist gradezu wüthend über diese Wahl. Die Hunkerblätter, welche frech in die Welt hineinflügen, Chase sei ein Know-Nothing, sollten diese Stelle aus der „Erpress“ einmal ihren Lesern mittheilen. Wir wissen, sagt die „Erpress“, daß Herr Chase ein unzweideutiger Feind der amerikanischen Bestrebungen und der Veränderung der Natura-

lisationsgesetze ist, — wie können wir ihn wählen? Allerdings, wir glauben auch nicht, daß Herr Chase viele nichtswisserische Stimmen erhalten wird, und deshalb wäre für ihn nicht viel verloren gewesen, wenn man die Know-Nothings und ihre ämterjägerischen Intriguen gleich anfangs aus der Convention hinausgeworfen hätte. Die „Erpress“ droht jetzt mit einer Know-Nothing-Convention, welche für den 13. August nach Columbus ausgeschrieben ist. Gescheiter könnten die Know-Nothings nichts thun, als sich durch die Abhaltung einer besondern Convention und die Aufstellung eines reinen Nichtswissertizets von einer Partei zu entfernen, die viel zu erhaben ist und zu hoch steht, als daß die Mitglieder des geheimen Ordens darin geduldet werden dürften. Auch die Hunkerwhigs mögen eine besondere Convention abhalten und Nomination treffen; wir sähen sie mit Vergnügen sogar in's demokratische Lager marschiren, wohin sie durch eine gewisse Sehnsucht gezogen werden. Der Freeoilpartei kann nichts Besseres passiren, als wenn die unwürdigen und zweideutigen Anhängel von ihr desertiren; sie hat nichts Anderes zu fürchten, als eine Ueberladung mit den verschiedenen Ismen und ihren Sonderbestrebungen. Allein für sich, in der Reinheit der Grundsätze und politischen Handlungen, ist die Freeoilpartei unzerstörbar, und wird immer breiter und tiefer sich in der Masse des nördlichen Volkes einwühlen. Möchte die Nomination Chase's die Veranlassung einer solchen Trennung von und Reinigung der Freeoilpartei sein; die Verluste, welche sich vielleicht bei der nächsten Wahl herausstellen, werden mehr, wie zehnfach, aufgewogen durch die innere Stärke und Kräftigkeit der Partei.

Die Nomination und die Wahl Chase's, — und wir zweifeln nicht im Mindesten an einer großen Majorität für ihn, — ist in noch höherem Grade, wie die Senatorwahl Seward's im letzten Winter, geeignet, uns zufrieden zu stellen und unsere Besorgnisse zu zerstreuen. Sie ist auf eine ähnliche Weise zu Stande gebracht, wie die Wahl des New-Yorker Senators. Sie ist ein doppelter Sieg, ein Sieg über die Sklavereileute und die Nichtswisser. Chase ist einer der wenigen Politiker, welche den Namen eines Staatsmannes verdienen, ein Mann von gewiegter Erfahrung, gebiegenen Kenntnissen und weitreichendem Blicke, ein Mann, der die Politik nicht nur als Geschäft, sondern auch als Philosophie betrachtet. Eine hohe, stolze Gestalt, ein bedeutendes, imponirendes Antlitz, erinnert uns an jene alten Römer, welche die Heldengestalten unserer jugendlichen Phantasie wären. Seine politische Vergangenheit entspricht den Hoffnungen, die wir für die Zukunft von ihm hegen. Was die zwei Punkte anbetrifft, welche wir vor Allen bei der nächsten Wahl zu berücksichtigen haben, die Sklaverei und die Naturalisation, so ist Chase's Stellung vollständig klar; bei vielen Gelegenheiten, besonders bei der Debatte über das Clayton-Amendement zur Nebraska Bill im Ver. Staaten Senat, hat er sich als unzwei-

deutiger Freund der eingewanderten Bevölkerung gezeigt, wie er immer und bei jeder Gelegenheit ein entschiedener Feind der Sklaverei war. Wenn dieser Mann auch auf einem Ticket steht, das uns nicht in jeder Hinsicht gefallen kann, so isoliren ihn seine Vorzüge doch zu sehr von den andern Leuten des Tickets, als daß wir das Mißtrauen, mit dem wir Jene betrachten, auch ihm entgegentragen dürften. Wie schon Chase's Feinde, die Hunker, z. B. der hiesige „Main Dealer“ andeuten, so ist die Nomination Chase's zum Gouverneursamte von Ohio nur ein erster Schritt, und es wäre vielleicht möglich, daß bei der nächsten Präsidentenwahl sich die nördlichen Männer in ihrem Kampfe gegen die Sklaverei, gegen die Recht- u. Gesetzlosigkeit des Südens, um diesen Mann schaarten Unter einer besseren Führung könnten wir nicht kämpfen. Der Zorn, die Furcht der Gegner beweist dies. Schon hört man überall die Drohung von Auflösung der Union, Bürgerkrieg, Niederbrennen der Städte durch die freigewordenen Keger, Entwerthung des Eigenthums u. s. w. Diese Drohungen beweisen, bis zu welcher Höhe das Uebel der Sklaverei schon gestiegen ist, und wie sehr es an der Zeit ist, daß demselben gesteuert werde.

Wenn wir die Nomination Chase's anempfehlen, so handeln wir nicht aus Eigensinn, aus Parteirücksichten oder aus Haß gegen die Gegner, sondern aus reiner, innerer Ueberzeugung. Wir haben uns wohl geprüft, ob wir entschieden und rüchhaltlos diesen Weg gehen dürften. Wir waren uns aller Schwierigkeiten der Situation und aller daraus entstehenden Verantwortlichkeit bewußt. Niemand kann mehr die Gefährlichkeit und Bedenklichkeit nichtswisserischer Bestrebungen einsehen, als wir; wir stimmen in mancher Beziehung der in den demokr. Zeitungen ausgesprochenen Ansicht bei, daß man erst für den Schuß seiner eigenen bedrohten Rechte kämpfen müsse, ehe allgemeinere Fragen in Betracht kommen dürfen. Aber wenn wir für Chase stimmen, geben wir ebenso wenig den nichtswisserischen Bestrebungen, als der Sklaverei einen Vorschub; wir stimmen für den Mann, der am meisten dazu geeignet ist, die Free-soilpartei im Staate Ohio von allen nichtswisserischen Bestrebungen und Einflüssen zu reinigen, und eine ehrliche, consequente, entschiedene Partei des Nordens zu bilden.

Wir haben es als die Aufgabe der freisinnigen Deutschen bezeichnet, an der Bildung einer solchen Partei zu helfen, und namentlich dahin zu streben, daß dieselbe von allen mörderischen, temperenzlerischen und nativistischen Bestrebungen frei bleibe. Wir haben auf den Unterschied zwischen der Politik der Neu-England Staaten und der Politik des großen, weiten Westens aufmerksam gemacht. Um die nördliche Partei von den Neu-England-Einflüssen zu reinigen, um der Partei die Frische, Entschiedenheit und Klarheit zu geben, die in dem Prinzipie derselben liegt, dazu können wir wohl keinen bessern Mann finden, als Chase. Diejenigen der

eingewanderten Bürger Ohio's, die den Nativismus mit entschiedenem, prinzipiellen Waffens bekämpfen wollen, sollten grade sich der Free-soilpartei dazu bedienen, und suchen, diese Partei von allen fremden, unreinen Elementen zu reinigen. Wollten die eingewanderten Bürger eine feindselige Haltung gegen diese Partei annehmen, so würden sie dieselbe gegen den Willen ihrer aufgeklärten und reblichen Führer in das nativistische Heerlager zurückdrängen. Wir Deutsche dürfen in der Politik uns nicht kompromittiren. Wenn ehrgeizige und habfüchtige Aemterjäger in Nord und Süd dies thun, so begreift man es. Wenn die Stockfischseelen in New-York, die Cottonhändler und alle die Leute, die mit dem Süden Geschäfte machen, nichts gegen Sklaverei gesagt und gethan wissen wollen, so braucht man darüber nicht zu erstaunen. Wenn aber Deutsche, wenn eingewanderte Bürger, Arbeiter, deren höchstes Interesse freie Arbeit und freier Boden ist, die Partei der freien Arbeit und Landreform bekämpfen, und für die Ausbreitung der Sklaverei, für Nebraska u. dergl. stimmen, dann fragt man sich entrüstet, ob es nicht besser sei, solch unweisenden und gegen ihr eigenes Interesse handelnden Menschen ganz das Stimmrecht zu nehmen. Umgekehrt aber, — schließen die Deutschen sich massenhaft und mit Entschiedenheit der Free-soilpartei an, — immer jedoch unter Protest gegen jede Spur nativistischer und temperenzlerischer Bestrebungen, — dann werden sie bald einen solchen Einfluß in der Partei gewinnen, daß die wenigen Ueberreste schlechter, fauler Elemente ganz zurückgedrängt werden; dann werden die Amerikaner der Reformpartei einsehen, daß sie die Freiheit und Zukunft dieses Landes nicht gefährden, sondern sichern helfen, wenn sie die größte Liberalität in Bezug auf die Naturalisation beweisen. Die Demokraten sprechen so viel von Reform innerhalb der Partei, aber warum können wir diese Reform, welche die Demokraten immer versprochen, aber niemals gehalten haben, nicht innerhalb einer Partei versuchen, welche in ihrem Fundamente und Prinzipie ehrlich und gerecht ist, und nur einige Schlacken und Schmarozerpflanzen an sich hängen hat, welche durch eine sorgsame und fleißige Aufsicht und Kritik bald hinweggeräumt werden können?

Wehr, wie jemals, ist es bei der gegenwärtigen Wahl nothwendig, mit der größten Entschiedenheit an der nördlichen Partei zu halten. Der Stern der Know-Nothings ist am Untergehen, und wir Deutsche wollen denselben nicht durch ein Zurückfallen in alte Parteidienstbarkeit wieder in die Höhe bringen. Die Nomination von Chase hat gezeigt, welche untergeordnete Rolle die Nichtswisser trotz ihrer großen Zahl auf der Convention zu Columbus gespielt haben. Wahrscheinlich werden die meisten Mitglieder dieses geheimen Ordens noch vor der nächsten Herbstwahl aus den Reihen des republikanischen Lagers desertiren, und es ist zu hoffen, daß jeder Ausfall an Stimmen, welcher dadurch entsteht, durch die Stimmen

der freisinnigen eingewanderten Bevölkerung ersetzt werde. Die Know-Nothing-Convention vom 13. August wird uns über den Umfang und die Ausdehnung dieser Desertion näheren Aufschluß geben. Durch die Wahl Chase's ist den Know-Nothings der Handschuh hingeworfen; werden sie den Muth haben, ihn aufzunehmen? Wo nicht, dann verzichten sie selbst auf eine eigene Bedeutung; dann erklären sie sich selbst für todt. Sie werden dann immer noch Unheil genug anrichten, und die Parteien zu corrumpiren und zu verwirren suchen; es wird dann wieder, wie früher gehen, daß die nativistischen Bewegungen sich bald in dieser und bald in jener Partei geltend machen, aber die besondere Parteiorganisation derselben hat aufgehört. In jedem Falle, als selbstständige Partei oder als Anhängsel einer Partei, oder von einer Partei zur andern vagabondirend, werden die Nichtswisser keine große Zukunft haben; ihre Blüthezeit ist vorbei, und der größte Schaden, den sie gegenwärtig noch anrichten können, ist, daß sie die Freesoilpartei anrücklich machen.

Wir brauchen wohl nicht noch einmal darauf aufmerksam zu machen, daß wir die Candidatur Chase's mit ganz andern Augen ansehen, als das übrige Ticket. Von demselben kann vielleicht noch Dieser oder Jener der Unterstützung der Deutschen werth sein, wenn er sich direkt und ausdrücklich gegen die Bestrebungen der Nichtswisser erklärt; — im Allgemeinen aber müssen wir diese Nominationen mit dem größten Mißtrauen betrachten: Einige der Candidaten, wie der zum Amte des Lieutenant Governor Nominirte Ford, Brinkerhoff u. A. sind erklärte Know-Nothings; die Anderen werden interpellirt werden, um sich zu erklären, so daß wir in dieser Beziehung bei jedem einzelnen Candidaten wissen, woran wir sind. Die Deutschen werden nicht in Gefahr kommen, für irgend einen Nichtswisser zu stimmen. Bleibt uns vom ganzen Ticket Chase allein übrig, so stimmen wir für ihn allein, und überlassen den Rest dem Kriege der Katzen und Hunde.

Wir glauben nicht, daß die demokr. Partei viel Anlockendes hat für die Deutschen. Man spricht zwar viel von einer Reorganisation der demokr. Partei dieses Staates, von einem Ueberbordwerfen der Baltimore-Plattform, von einer Desavouirung der Pierce-Administration, ja sogar von Chase als demokratischen Gouverneurs Candidaten, aber wir glauben nicht daran. Was heute noch zur demokratischen Partei gehört, heute, nachdem die Volkssouveränität der Nebraskabill in Kansas so trefflich illustriert ist, — das ist hieb- und stichfest gegen jeden progressiven Gedanken, gegen jede Reform und jeden Anflug von Unabhängigkeit. Und grade hier in Ohio, wo diese Partei so viele marcollose Drathzieher, so viele corrupte Aemterjäger besitzt, ist von ihr keine Umkehr auf dem betretenen Wege zu erwarten.

Nun, wir werden sehen. Die Convention der Nichtswisser hat noch nicht stattgefunden, und sie wird uns noch manchen interessanten Bei-

trag zur Kenntniß der Ohio-Politik geben. Es ist nicht unmöglich, daß die Know-Nothings sich noch mit den Demokraten vereinigen, um die Wahl Chase's zu vereiteln. Um so fester müssen wir zu der einzigen Candidatur stehen — Salmon P. Chase als Gouverneur.

### Praktisch.

Seien wir praktisch, sagen die Leute. Was kümmern uns die Ideen und die Ideale; Amerika ist ein praktisches Land, und auch wir müssen praktisch werden. So hört man überall reden, im geschäftlichen, wie im politischen Leben. Und allerdings, das amerikanische Leben ist praktisch. Amerika ist das Land des abstrakten Verstandes, welcher sich immer nur um das Nächste kümmert; die tiefen Abgründe des Gemüthes und die sonnigen Höhen der Vernunft fehlen diesem Volke, welches so republikanisch ist, daß sogar die Aristokratie des Geistes hier fehlt. Die Welt des Ideales, von der einfachen subjektiven Empfindung an bis zur höchsten dichterischen und künstlerischen Begeisterung, liegt weit, weit von hier, und wenn ein einsamer Stern von dort in das hiesige Leben hineinscheint, ist es nur deshalb, daß wir die Leere und Dede ringsum besser erkennen. Aber anstatt, daß man diese Leerheit an Gemuth und Ideen betrauert, triumphirt man darüber und gibt ihr den Stempel der Klugheit und Tugend. Der „praktische“ Mann sagt, wie jener Pharisäer: ich danke Dir, daß ich nicht bin, wie Jener; er bedauert die armen, thörichten Theologen, welche Grundsätze, Ueberzeugungen, Ideen besitzen; er hat sich nicht mit solchen unnöthigen Geschichten abzugeben, denn er ist ein praktischer Mann. Auf nichts ist der Amerikaner so stolz, wie auf dieses Wort. Fragen wir, welche treffliche Eigenschaft wird denn gewöhnlich damit bezeichnet? Man preist sie uns als den Stein der Weisen an, der zu Ehre, Reichthum und Glück führt, und da wir so wenig Ehre und Glück rings um uns sehen, so muß dieser Stein der Weisen wohl sehr selten sein. — Wir können neun Zehntel der menschlichen Irrthümer darauf zurückführen, daß man die Gegensätze des menschlichen Lebens abstrakt und einseitig auffaßt, daß man immer nur an eine Seite des Widerspruches, der uns überall im Leben begegnet, denkt, daß man die Beziehung der Gegensätze auf einander, die Identität derselben nicht begreift. So auch faßt man den Unterschied zwischen praktisch und theoretisch, zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Ideen und Thatfachen im gewöhnlichen Leben einseitig und abstrakt auf. Dieser abstrakten Auffassung liegt ein religiöser Dualismus zu Grunde; man macht denselben Unterschied zwischen Ideal und Wirklichkeit, wie zwischen Himmel und Erde, Gottheit und Menschheit, Offenbarung und Erkenntniß.



Aus der Religion verschwindet dieser Dualismus jeden Tag mehr; der Himmel existirt nur noch für die gläubigen Kinder, und die Gottheit ist viel zu jenseitig geworden, als daß wir sie auf Erden noch bemerkten. Aber in unseren gesellschaftlichen Zuständen, in dem Berufe, in dem gewöhnlichen Urtheile des Volkes ist dieser Dualismus noch immer vorhanden; selbst in der Wissenschaft gibt man noch den Unterschied zwischen Theorie und Praxis zu, ein Unterschied, von dem man in jeder Werkstätte, in jedem Geschäfte, auf jeder politischen Rednerbühne hört.

Praktisch heißt zunächst — dem Wortlaut nach — handelnd, und bildet einen Gegensatz zu — denkend. Aber ein Unterschied, ein Gegensatz zwischen Denken und Handeln existirt nirgend und niemals. Denken und Handeln sind nur verschiedene Entwicklungsstufen derselben Thätigkeit; der Gedanke ist eine That, die Handlung ist ein Gedanke; eins entsteht aus dem andern und produziert das andere, und wer die Uebereinstimmung Beider nicht begreift, der kann weder richtig handeln, noch denken. Jede vernünftige Theorie, sie mag nun eine naturwissenschaftliche, philosophische, politische u. s. w. sein, beschäftigt sich mit den Thatsachen, der Praxis, ist darauf gegründet und richtet sich darnach. Jede Praxis ist die Darstellung einer Theorie, die Verwirklichung eines Gedankens. Selbst diejenigen, welche immer praktisch und nichts als praktisch sein wollen, handeln in jedem einzelnen Falle nach bestimmten Theorien, und unterscheiden sich von den Theoretikern gewöhnlich nur dadurch, daß die Theorien, die sie befolgen, schlecht, gemein und unvernünftig sind. Wir sind praktisch, heißt in den meisten Fällen: Wir wollen oder können nicht denken.

Freilich, es gibt ebenso schlechte Theorien, wie es schlechte Handlungen gibt, und daher ebenso miserable Theoretiker, als schlechte Praktiker. Wo immer nur ein abstrakter Unterschied zwischen Praxis und Theorie gemacht wird, da ist Beides schlecht, die Theorie, wie die Praxis. Es ist der Charakter des Mittelalters hauptsächlich durch diesen Unterschied bezeichnet. Wie das Mittelalter überhaupt das Zeitalter des Dualismus ist, und uns zwei Welten zeigt, hier eine Welt des plumphen, krassen Materialismus, des Faustrechtes und der Leibeigenschaft, dort eine Welt voll schwärmerischen Idealismus, welcher entweder als ritterliche Romantik oder als mönchischer Fanatismus erscheint: so auch zeigt sich das theoretische Streben dieser Zeit einseitig, der Wirklichkeit und Praxis abgeneigt, als ein reines Dogma, ohne Zusammenhang und Verbindung mit den bestehenden Thatsachen. Die Theologen machten sich wunderliche Theorien und Systeme fertig, welche mit der Natur des Menschen und den Thatsachen des Lebens entweder im schroffsten Widerspruche oder in gar keinem Zusammenhange standen; sie studirten mehr die Natur der Engel, als die des Menschen, und wußten in der Hölle besser Bescheid, als auf der Erde. Der Philosoph saß hinter seinem Schreibtische und beschäftigte sich mit den

letzten Gründen der Dinge, statt mit ihren nächsten Eigenschaften und Wirkungen, zwang die Welt in das Prokrustesbette seines Systemes hinein, und Realismus, wie Nominalismus war leeres scholastisches Geschwätz. Der Jurist formulirte das Recht, das lebendige, flüssige Recht, das nur deshalb ein historisches Recht genannt werden kann, weil es in und mit der Geschichte entsteht, sich entwickelt und verändert, nach römischen Antiquitäten, und so wurde die Wissenschaft der Jurisprudenz zu einer geistlosen Sammlung von Notizen und Paragraphen. Sogar die Naturwissenschaften entfernten sich von der Natur, und ihre Produkte und Erscheinungen wurden den willkürlichsten Eintheilungen unterworfen. Diese mittelalterliche, scholastische Theorie, von welcher der Dichter sagt:

„Grau, Freund, ist alle Theorie,

Doch grün des Lebens gold'ner Baum,“

diese Theorie ragt allerdings noch in die Gegenwart hinein; jeder Besuch deutscher Universitäten liefert uns dazu die Beweise. Das moderne Bewußtsein hat ein Recht, sich gegen diesen mittelalterlichen Scholastizismus zu verwahren.

Auf der andern Seite gibt es auch einen Idealismus des Gemüthes, welcher einseitig und ungerechtfertigt ist, weil er von allen Bedingungen und Thatsachen der Wirklichkeit abieht. Ein melancholisches Heimweh nach der Vergangenheit, eine krankhafte Sehnsucht nach der Zukunft nimmt manchmal die Zeit und die Kraft zum Handeln hinweg. Wir träumen uns Lustschlösser und vergessen darüber die Hütten, die wir hier bauen könnten. Unsere Phantasie schwelgt in Rosenlauben, an den schönen Ufern des Rheines, bei Liebe und Wein, aber in unser wirkliches Leben vermögen wir kein Blatt der Poesie hineinzuflechten. Wir sehnen uns und senzen nach der Revolution, wie die Juden nach ihrem Heilande, aber darüber vergessen wir oft, die Hand an die nächsten Verhältnisse zu legen. Diese Romantik verweichlicht den Menschen und macht ihn durch den großen Unterschied zwischen Ideal und Wirklichkeit grenzenlos unglücklich.

Diesen einseitigen Zuständen, der Romantik des Gefühles und dem Scholastizismus der Wissenschaft, gegenüber, ist die Berufung auf die Praxis und Wirklichkeit gerechtfertigt. Wir sollen unseren Gedanken und Empfindungen eine reale Basis geben, dies ist eine von der Natur selbst gestellte Forderung. Die Wissenschaft ist auch schon diesem Rathe gefolgt; sie hat zu ihrer Basis die Thatsachen, das Experiment und die Beobachtung gemacht, und die bedeutenden Erfolge, welche namentlich die Naturwissenschaften errungen haben, sind größtentheils dieser veränderten Richtung und Methode zuzuschreiben.

Aber in unserer Zeit scheint man von einem Extreme in's andere zu fallen; dem abstrakten Idealismus folgt ein ebenso abstrakter Materialis-

**mus.** Wie man früher in den Wolken einer leeren, gegenstandlosen Gedankenwelt lebte, so verkriecht man sich jetzt im Staube des alltäglichen Lebens und der materiellen Verhältnisse. Wir leben in dem Zeitalter der Industrie und des Dampfes, in dem eisernen Zeitalter, wo Jeder auf eigenen Füßen steht, wo es heißt: „Hilf Dir selbst,“ wo Jeder sich jeden Tag sein Leben auf's Neue erobern muß. Rings umgeben von kleinlichen Nothwendigkeiten und gemeinen Bedürfnissen, erreicht unser Auge nur die nächsten Gegenstände, das allernächste Bedürfniß; das Streben nach dem Nothwendigen erschöpft die Kräfte, und Phantasie und Vernunft haben keine Flügel mehr, uns in eine bessere Welt zu tragen.

Wir müssen vor Allem praktisch sein, sagt man. Was soll dies heißen? Wir sollen mit dem gewöhnlichen Brode des alltäglichen Lebens vorlieb nehmen, und nicht nach höheren geistigen Genüssen streben. Wir sollen den materiellen Verhältnissen unsere geistige Existenz, den Umständen unsere Ueberzeugung, dem Gelde unser Gewissen opfern. Wir sollen Alles, was uns angeht, mit dem Blicke eines Kaufmannes betrachten, der seinen Profit berechnet. Wir sollen über dem Ringen nach materiellen Gütern ganz Dasjenige vergessen, was mit diesen materiellen Gütern zu unserem Besten erreicht werden kann. Wir sollen vor Allem gewöhnlich werden, wie alle andern Menschen gewöhnlich sind, und auf Individualität und Selbstständigkeit verzichten. Mit allen Menschen gut zu stehen, es mit keiner Ansicht zu verderben, nirgend anzustoßen, eine Null sein unter den andern Nullen, das nennt man praktisch.

Es ist praktisch in der Politik, das Brod der Partei zu essen; es ist praktisch, Conzessionen zu machen, einen Theil seiner Grundsätze zu opfern, um den andern zu retten, mit dem breiten Strome der öffentlichen Meinung zu schwimmen, und immer nur das nächste Ziel, nicht den endlichen Zweck im Auge zu haben. Deshalb begegnen wir auch der Mahnung, praktisch zu sein, zumeist in den Blättern, welche die politische Corruption vertheidigen, deren politisches Motiv das Amt und das Geld ist. Diese Blätter nennen alle Diejenigen, welche nicht mit ihren politischen Grundsätzen Handel treiben mögen, unpraktische Männer, Schwärmer, Idealisten.

Man hört und liest vielfach die Bemerkung: die Amerikaner sind ein praktisches Volk. Allerdings, wenn auch der Schwärmer genug sind, so sind doch sehr wenig Idealisten in Amerika vorhanden. Und selbst die Schwärmerei wird praktisch, denn sie bringt Geld ein; dies wissen die Methodistenprediger und Temperenzapostel. Alles geht hier auf das nächste Ziel; Alles ist hier materiellen Verhältnissen untergeordnet; das ganze amerikanische Leben ist ein Wettstreit in der Kunst, Geld zu machen; die Politik, die Religion sind, wie der Handel und die Industrie, nur Mittel, um schnell zu Geld zu kommen. Da denkt man an keine Ideologie und Romantik; da schwärmt man nicht für Ideen und Theorien; alle Bestrebungen sind auf

ein naheliegendes, deutlich erkennbares, materielles Ziel gerichtet, und dieses Ziel weiß der Amerikaner auch in den meisten Fällen zu erreichen. Deshalb ist der Amerikaner „praktisch.“

Wir wollen übrigens einmal sehen, wie diese Praxis in der Wirklichkeit aussieht. Die „Praxis“ der amerikanischen Freiheit ist die Regerklaverei; die Praxis der Volkssouveränität die Herrschaft des Faustrechtes und des Revolvers; die Praxis religiöser Toleranz Proscription und Verfolgung; die Praxis der persönlichen Freiheit das Temperenzgesetz, die Praxis der Habeas-Corpus-Akte das Sklavenauslieferungsgesetz; die Praxis des öffentlichen Landwesens der Landwucher, die Praxis der Religion der Schein und die Heuchelei; die Praxis des ganzen amerikanischen Lebens Geldmacherei. Eine sonderbare Praxis.

Das einseitig Praktische ist immer das Gegentheil von Dem, was es sein will. Auch in Deutschland weiß man davon zu erzählen. Als die Revolution von 1848 losbrach, hörte man überall den Ruf: sei praktisch. Auf allen Rednerbühnen, in allen Parlamenten machte sich die Praxis geltend; keine Uebereilung, keine Unbesonnenheit, kein Idealismus, keine Theorien, sondern die solide politische Praxis. Allerdings, die Führer der Revolution waren keine theoretische Idealisten, keine politische Schwärmer, sondern praktische Biedermänner. Die Republik zu proklamiren und republikanische Institutionen einzuführen, energische Hand an die alten, faulen Zustände zu legen, die Revolution nach allen Seiten auszubenten und durchzuführen: dies wäre unpraktisch gewesen, dies wären die Träume der idealistischen Jugend, auf welche die „praktischen“ Männer sich nicht einlassen konnten. Nein, man handelte praktisch; man machte ein Kompromiß mit den alten Zuständen, wählte Reichsverweser und Deutsche Kaiser, und — schickte die Revolution in das Exil und in den Kerker.

Auch in Amerika haben wir ähnliche Praktiker in der Politik. Hören wir nicht immer die alten grauen demokratischen Blätter anempfehlen, praktisch zu sein? Warnen sie nicht immer vor den Idealisten, den Theoretikern, den „unpraktischen“ Menschen. Sehen wir zu, worin dieser Leute Praxis besteht. Sie deklamiren gegen die Sklaverei, und bereben die Deutschen, dafür zu stimmen; sie räsonniren über die Nichtswisser und jede ihrer Handlungen ist eine lebendige Rechtfertigung nativistischer Bestrebungen; sie vertheidigen die Volkssouveränität a la Douglas, und rebelliren gegen das Temperenzgesetz, welches das souveräne Volk erlassen hat; sie wollen die deutsche Nationalität gegen den Nativismus vertheidigen, und rathen bei jeder Gelegenheit zur Unterwerfung unter amerikanische Parteien und Vorurtheile. Dies ist die Praxis der Funker.

Man kann darauf wetten, daß neun Mal in zehn Fällen uns eine Gemeinheit und Niederträchtigkeit zugemuthet wird, wenn man uns empfiehlt,

praktisch zu sein. Diese Praxis ist eine Verzichtleistung auf selbstständiges Handeln und Urtheilen, eine feige Unterordnung unter die Vorurtheile der Menge, ein Vertuschen der Grundsätze, ein Kompromittiren der Ehre. Sie ist das Ideal des Philisters, der es allen Leuten recht machen möchte. Leider macht man es in den meisten Fällen, wenn man es Allen recht machen will, keinem Einzigen recht.

Ueberhaupt läuft das abstrakt Praktische gewöhnlich in sein Gegentheil, in ein höchst unpraktisches albernes Verfahren aus. Der praktische Mensch, der sich den Verhältnissen bequemen, der es mit den Zuständen und Menschen nicht verderben will, hat keinen Halt in sich selbst, und auch deshalb keine Festigkeit und Consequenz seines Benehmens. Er nimmt den Maßstab seiner Handlungen nicht aus seiner eignen Brust, seiner eignen Ueberzeugung, sondern von den wechselnden, schwankenden Verhältnissen um ihn her, die natürlich morgen ihm in's Gesicht schlagen, während sie ihm heute gefällig waren. Der praktische Politiker, der immer möglich bleiben will, wird bald vollständig unmöglich; dies haben unsere deutschen Minister und Gottaeer bewiesen. Die „praktischen“ Journalisten Amerika's, die, wie jener Mitarbeiter an der New-Yorker Staatszeitung, stets für diejenige Partei schreiben, welche bezahlt, sehen sich zuletzt auf die Straße geworfen. Selbst die praktischen Aemterjäger, denen das Amt Alles, die Grundsätze nichts gelten, fahen sich gewöhnlich nach einer Reihe von vorübergehenden Profiten, die durch bedeutende Opfer erkauft waren, an den Bettelstab gebracht. Die Parteien, welche allzu praktisch sein wollen, verderben sich ihre Aussichten. Nehmen wir die letzte republikanische Convention von Ohio als Beispiel. Die Freesoiler wollten „praktisch“ sein, und es mit den Nichtswissern nicht verderben. Was ist der Lohn für dieses Compromiß? Die Nichtswisser berufen eine andere Convention, entziehen den Freesoilern ihre Stimmen und hinterlassen ihnen vielleicht nichts, als das Bewußtsein, sich kompromittirt zu haben.

Die beste Praxis ist der grade Weg der Ehre und Ueberzeugung. Auf diesem Wege kommt man am schnellsten zum Ziele.

Es hat mich immer gedauert, wenn man die Amerikaner ein praktisches Volk nennt. Wie, diese bleichen, abgehärmten Menschen, deren Gesicht eine Rechentafel, deren Auge eine unbezahlte Rechnung ist, die der Geselligkeit, dem Genuß, der Freude, der Begeisterung nicht zugänglich sind, diese Leute, die den ganzen Werth und die ganze Schönheit des Lebens einbüßen über der armseligen Sucht, Geld zu machen: diese Leute sollten praktisch sein? Mitten in freien Institutionen und reicher Natur steht der Amerikaner wie Tantalus da, verhungern und verdurstend in geistiger Beziehung. Der arme Mensch; er verschafft sich die Mittel zum Glück, aber das Glück und die Freude selbst kennt er nicht. Ist das praktisch?

Wenn man dieses praktisch nennt, daß man das Leben zu verwerten und zu genießen weiß, daß man sich den Verhältnissen und die Verhältnisse sich nützlich macht, daß man dem Leben seine ganze Schönheit und Bedeutung abgewinnt: dann ist zur Praxis ein guter Theil Idealismus notwendig. Das Ideal in der Wirklichkeit zu finden, der Wirklichkeit und sich selbst einen idealen Charakter zu geben, dies ist der Weg zur praktischen Glückseligkeit. Ohne das Bewußtsein von der Identität Beider, des Ideales und der Wirklichkeit, ist uns das Leben und die Welt freudlos und öde; wir können vom Niagara bis zum Chamouni-Thale, vom Louvre in Paris bis zu den fröhlichen Ufern des Rheines reisen, ohne daß die Poesie der Natur sich an unserer Poesie entzündet; wir sehen das bedeutungsvolle Drama der Weltgeschichte an uns vorüberziehen, aber die großen tragischen Effekte lassen uns gleichgültig; die Welt ist uns öde und leer, weil unsere Seele leer ist, und wir verstehen nicht den Geist in der Natur und G. schichte, weil wir selbst keinen Geist besitzen.

---

### Die Nichtswisser und die Freischulen.

Mit welcher Oberflächlichkeit und Ungründlichkeit die Nichtswisser zu Werke gehen, wie wenig es ihnen wirklich Ernst mit ihrem Amerikanismus ist, wie alle ihre Bestrebungen nur auf politischen Wirrwarr und Aemterjägerei abgesehen sind: dies sieht man am Deutlichsten, wenn man ihr Verhältniß zur Freischule in's Auge faßt. Wenn es den Nichtswissern des heutigen Tages darum zu thun wäre, ein „wahres Amerikanerthum“ zu begründen, so könnten sie keinen besseren Platz dazu finden, als die Schule. Woraus besteht die Nationalität eines Volkes? Nächst der gemeinsamen Abstammung, Sprache und politischen Verfassung, aus der gemeinsamen Bildung, aus einer gewissen Gleichheit der Weltanschauung, aus einer nationalen Kunst und Literatur. Gleichheit der Abstammung und Sprache ist zur Bildung einer Nationalität nicht in demselben Maße nothwendig, wie die Uebereinstimmung der Ideen und Interessen eines Volkes. Schon jetzt sehen wir Staaten, und nicht nur despotische Staaten, wie Oesterreich, sondern auch republikanische Staaten, wie die Schweiz, in denen verschiedene Sprachen und Volksstämme vereinigt sind. In Amerika ist das in einem noch viel größerem Maßstabe der Fall, weil hier die verschiedensten Nationalitäten sich kreuzen, und wenn auch die englische Sprache die herrschende ist, doch auch die deutsche, französische, spanische Sprache von Millionen gesprochen wird. Die natürlichen Bedingungen zur Bildung einer Nationalität fehlen hier also zum größten Theile. Künstliche Mittel müssen also versucht werden. Und diese Mittel sind in der Erziehung ent-

halten. In unserem Jahrhunderte ist die Bildung der Staaten und Völker nicht mehr ein Produkt des Zufalles und der Gewalt, nicht mehr eine Folge der einfachen Naturbestimmtheit, sondern das Produkt geistiger Thätigkeit. Dieselbe Erziehung macht dasselbe Volk. Eine republikanische Erziehung ist die beste Basis für eine Republik. Wollten die Amerikaner sich auf diesen Standpunkt stellen, und durch diese Mittel sich die Integrität ihrer Nation sichern, so würden wir ihnen unsern vollständigen Beifall schenken. Wir haben schon mehrmals darauf aufmerksam gemacht, daß das amerikanische Freischulsystem dem Prinzipie und der Anlage nach vortrefflich ist, und daß es nur consequent ausgebaut und vervollständigt zu werden braucht, um die kühnsten Erwartungen zu übertreffen, die schönsten Resultate zu erzielen. Wenn das jetzige Freischulsystem von jeder confessionellen Schranke befreit wird; wenn neben der Hauptsprache, der englischen, auch die klassischen Sprachen des jetzigen Europa, vorzüglich die deutsche, gelehrt werden; wenn durch Schullehrerseminare für eine systematische, gleichförmige Pädagogik gesorgt wird; wenn das Freischulsystem seine Entwicklung und Vervollständigung in Gymnasien, Lyceen, Akademien gefunden hat; wenn, und dies ist die Hauptsache, wenn endlich dann der Besuch der Freischulen zur Zwangspflicht gemacht wird: dann sind die wesentlichsten Schritte zur Bildung einer einheitlichen Nationalität, eines großen republikanischen Volkes getroffen, und der Amerikaner kann ruhig Tausende von Fremden an seinen Gestaden landen lassen, ohne die Folgen europäischer Despotie und römischen Katholizismus zu fürchten. Aber diese große Frage nationaler Erziehung verstehen die Nationalitätspedanten Amerika's nicht; dies ist kein Punkt in ihrer Plattform; die Bibel in der Freischule, dies ist die einzige „Reform,“ welche sie in dieser Beziehung wollen; dadurch nehmen sie der Schule ihren nationalen, staatlichen Charakter, und weisen sie in confessionelle Schranken zurück.

Wir haben in einer vorigen Nummer schon über die Bibel in den Freischulen geschrieben, und glauben es bei den damaligen Bemerkungen bewenden lassen zu können. Wir wollen hier nur kurz diejenigen Maßregeln angeben, welche besser, wie die Einführung der Bibel, den Wünschen der a u f r i c h t i g e n und w a h r e n Amerikaner entsprechen.

Das Erste, was wir in dieser Beziehung empfehlen, ist, die Schule zu einer allgemeinen, Allen zugänglichen und für Alle verbindlichen Anstalt zu machen, sie der Willkür der Einzelnen und dem Belieben der Familien zu entreißen und mit gesetzlichem Schutze zu umgeben. Die Schule muß eine Schule für das ganze Volk sein, ebenso wie der Staat eine Anstalt für das ganze Volk ist, und man Niemandem erlaubt, gesetzlos und außerhalb des Staates zu leben. Dadurch gewinnt die Schule erst ihren nationalen Charakter. Die verschiedensten Volkselemente, welche in diesem Lande zusammenströmen, müssen in der Schule zu einem Ganzen ver-

einigt werden, zu einer aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzten Nationalität, dem Produkte gemeinsamer Erziehung, nicht gemeinsamer Abstammung. Die Kinder der Deutschen, der Irländer, der Amerikaner, Farbige und Weiße, Katholiken und Puritaner sollen durch die gemeinschaftliche Schule einen gemeinsamen Typus, eine gleichartige Kultur erhalten; dies ist der beste Ersatz der fehlenden Einheit der Race und Nationalität. Auf diesem Wege läßt sich schon vielleicht innerhalb eines Menschenalters aus dem jetzt chaotischen verwirrten Elemente der Nationalitäten, Racen, Religionen und Interessen ein harmonisches, geordnetes Ganze darstellen, ohne daß man zu bornirten nativistischen und religiösen Proscriptionen gezwungen ist. Dasjenige, was an den nativistischen Bestrebungen richtig ist, — und wir finden manches richtige Motiv, — kann nur auf positive Weise, durch Erziehung, Unterricht, Schule u. s. w. erreicht werden, nicht auf die negative Weise der Verfolgung und Proscription. Wir geben zu, daß der jetzige Zustand der Dinge, das chaotische Durcheinander der Racen, Nationen u. Religionen, eine Aenderung und Reform erfahren muß, daß hier ein Streben nach Einheit gerechtfertigt ist. Aber diese Einheit wird nicht dadurch hergestellt, daß man die politischen Rechte auf eine ungleiche Weise vertheilt, daß man ganze Massen von Heloten schafft und die Sklaverei immer mehr und mehr ausbreitet, daß man neue Trennungen und Unterschrde den alten Verschiedenheiten und Ungleichheiten hinzufügt: sondern daß man die verschiedensten Elemente auf das Niveau der gemeinsamen Bildung stellt. Gleichheit der Rechte ist ein leeres Wort, wenn nicht Gleichheit der Bildung vorhanden ist.

Wir haben es schon oft bedauert, daß grade die Elemente, welche am meisten einer gleichförmigen Erziehung bedürfen, sich am meisten von dem Freischulsystem ausschließen. Die wirklich „Fremden“ hier in Amerika, die irländischen Katholiken, die deutschen Katholiken, Methodisten, Pietisten u. s. w., welche nicht deshalb fremd sind, weil in einem fremden Lande geboren, sondern weil sie der amerikanischen Freiheit, den Grundsätzen der Unabhängigkeitserklärung, den Menschenrechten fremd sind: diese Leute schicken ihre Kinder nicht in die von den Priestern mit dem Bannfluche belegten Freischulen, und entfremden sie dadurch dem amerikanischen Leben. Ein solches Fremdenthum sollte der Amerikaner allerdings nicht dulden. Hier gilt es, zu nationalisiren, zu amerikanisiren; hier gilt es, die Basis zu legen zum Baue eines Volkswesens von übereinstimmenden Ansichten, Interessen und Ueberzeugungen.

Der zweite Schritt wäre, der Volkserziehung selbst eine gemeinsame Grundlage, Richtung und Leitung zu geben. Es kommt bei der Volkserziehung noch mehr, wie bei der Politik, der Gesetzgebung, der Verwaltung, darauf an, ein bestimmtes System einzuhalten, Regelmäßigkeit zu beobachten, stufenweise zu verfahren, um ein möglichst sicheres Resultat zu er-



reichen. In dem amerikanischen Schulwesen herrscht noch zu viel Willkür; in der einen Stadt verfährt man so, in der andern anders; dieser Schulsuperintendent hat diese, ein anderer jene Methode. Ohne in Pedantismus zu verfallen und Alles über einen Leisten schlagen zu wollen, sollte doch in allen Freischulen ein gewisser Plan eingehalten werden, damit man, abgesehen von den verschiedenen Individualitäten der Lehrer, doch im Allgemeinen des Erfolges gewiß ist. Um diese Uebereinstimmung des Unterrichtsplanes und der Lehrmethode hervorzubringen, dazu gehören tüchtige Schullehrerfeminare, welche von Männern von Fach und nach einer bewährten Methode geleitet werden müssen. An diesen Anstalten ist in verschiedenen westlichen Staaten noch ein großer Mangel, und daher kommt es, daß oft bei gutem Willen und reichlichen Geldmitteln nicht das Nothwendigste geleistet wird. Um solche Schullehrerfeminare einzurichten u.,d zu beaufsichtigen, dazu kann man in Europa und namentlich in Deutschland viele taugliche Männer finden, und wir haben schon mehrmals darauf aufmerksam gemacht, daß Männer, wie Diesterweg, unschätzbare Acquisitionen für Amerika wären.

Drittens müssen, um das System der Erziehung vollständig zu machen, auch die höheren Lehranstalten dem Volksschulsystem einverleibt werden. Der Hauptgrund der Oberflächlichkeit und Unwissenschaftlichkeit der Bildung ist der Mangel an brauchbaren Mittelschulen, an Sekundärschulen, Gymnasien u. s. w. In diesen Schulen verlebt der werdende Mensch gerade die Zeit seiner Jugend, welche für sein ganzes Lebens bestimmend und entscheidend ist, und die Eindrücke, welche er hier empfängt, haben den größten Einfluß auf seinen Charakter. Diese Schulen müssen noch nothwendiger, wie die Elementarschulen, Staatsanstalten sein, damit der jugendliche Mensch, der in jenen Jahren zu jeglicher Ausgelassenheit geneigt ist, den Ernst der Gesetze und die Bedeutung des Staates empfindet. Nichts ist schädlicher für die Republik, als die Kinder in Privatschulen erziehen zu lassen, deren Lehrer ja immer von der Willkür der Eltern und also auch der Kinder abhängig sind, wo die Jugend verzogen und ihrer Eitelkeit, ihrem Ehrgeize gefröhnt wird. Wir können unser Bedauern nicht verhehlen, wenn wir die Unmasse der in Amerika existirenden Privatcolleges ansehen, die in ihrem nebenbuhlerischen Busineßfeifer dem Ehrgeize der Kinder und der Schwachheit der Eltern durch humbugartige Prüfungen schmeicheln, wo das Kind nicht für das Leben gebildet, sondern für die Ausstellung und das Examen dressirt, und so die Heuchelei, die das ganze amerikanische Leben beherrscht, schon der Seele des Kindes eingeimpft wird. Staatsanstalten haben den Humbug der Privatanstalten nicht nothwendig, und in ihnen kann auch eine regelmäßige, konsequente Methode des Unterrichtes angewendet werden. Diejenigen amerikanischen Schulmänner, welche das europäische und speziell das deutsche Schulwe-

fen studirt haben, und die in der Regel ganz davon entzückt sind, werden beobachtet haben, daß grade die Mittelschulen, in Preußen die *Gymnasien*, die Basis jeder wissenschaftlichen Erziehung bilden, und daß wenn ein Mann alle Schulen von der Elementar-Anstalt an bis zur Universität durübgemacht, er keiner Anstalt so viel verdankt, als grade dem *Gymnasium* oder *Lyceum*. Dort wird das Fundament gelegt, auf dem sich die spätere Erziehung zu einem speziellen Beruf gründen kann, dort wird der Geist der wissenschaftlichen Forschung geweckt, der zu den wissenschaftlichen Studien auf der Hochschule befähigt. Daß die meisten Staaten Amerika's ihrem öffentlichen Schulsystem diese Mittelschulen nicht eingefügt haben, dies ist der hauptsächlichste Grund, weshalb es mit der Universitätsbildung hier so schlecht steht, und weshalb die sogenannten Universitäten in den meisten Fällen ihrem Namen und ihrer Aufgabe nicht gleich kommen.

Ja, will Onkel Sam wirklich eine Nation vorstellen, dann sollte er wenigstens für eine durchgreifende nationale Erziehung des Volkes sorgen, dann sollte er auch versuchen, sich in wissenschaftlicher Beziehung auf eigene Füße zu stellen. Aber wir brauchen bloß die erste beste amerikanische Universität anzusehen, um uns von der geistigen Unselbstständigkeit des amerikanischen Volkes und von der Nothwendigkeit, fremde Kultur zu importiren, zu überzeugen. Die meisten amerikanischen Universitäten sind nichts anderes, wie Abrihtungsanstalten für einzelne Berufe und selbst in dieser Beziehung sind sie noch von zweifelhaftem Werthe. Was eigentlich das Wesen einer Universität ausmacht, die Wechselwirkung zwischen den einzelnen Fachwissenschaften zu einem großen Ganzen; der philosophische Sinn und die freie Forschung: davon ist in Amerika nicht viel zu sehen; man trichtert so schnell, wie möglich, die nothwendigsten Berufskenntnisse ein, welche auch nur deshalb noch Werth haben, weil man damit „Geld machen“ kann, und damit ist der Zweck der Universitätsbildung erreicht. Die einzelnen Anstalten wetteifern mit einander, wer am schnellsten einen Doctor der Medicin fertig kriegt; sie concurriren miteinander, wie verschiedene Fabrikanten desselben Artikels. Wir haben manchmal gehört, wie Amerikaner die plumpen deutschen Köpfe bedauerten, die neun Jahre auf dem *Gymnasium* und fünf bis sechs Jahre auf der Universität ihre Studien machen müssen, um zur Ausübung ihres Berufes zugelassen zu werden. Der gescheute Sohn Sam's ist in zwei bis drei Semestern mit der ganzen Sache fertig. Auf diese Unterschiede zwischen Europa und Amerika kann Onkel Sam sich nicht gerade sehr viel einbilden.

Wenn ich ein „treuer Amerikaner“ wäre, ich würde den höchsten Ruhm meines Landes in tüchtigen wissenschaftlichen Nationalanstalten suchen. Der Kongreß hat Geld und Land genug, um nationale Institute des ersten Ranges zu errichten, die für Amerika dasselbe sein könnten, wie das In-

stitut für Frankreich, nämlich die Concentration aller wissenschaftlichen Kräfte des Volkes, der geistige Mittelpunkt einer Nation. Eine Akademie der Künste und Wissenschaften unter Aufsicht des Congresses, Universitäten in den einzelnen Staaten, Mittelschulen in den Counties, Elementarschulen in den Warbs: ein solches umfassendes System des Volksunterrichtes wäre eine solide, unzerstörbare Basis für ein gesundes Staats- und Volksleben. Dies wäre eine Ausfüllung und Ergänzung des politischen Systems der Union, und es könnte die Sorge für die Erziehung in ähnlicher Weise, wie Gesetzgebung und Verwaltung, zwischen Town, County, Staat und Kongress getheilt werden. Mit einem solchen nationalen Erziehungssysteme ausgerüstet, könnte sich der Amerikaner in der That als ein Volk betrachten mit einer natürlichen Basis und Einheit. Denn man bildet u. schützt Nationalitäten nicht durch Absperrung von fremden Einflüssen, sondern dadurch, daß man sie mit Geist und Gehalt erfüllt, und ihnen auf diese Weise Selbstständigkeit und Individualität gibt.

### Das Sklavenauslieferungsgesetz in Preußen.

Die Zeitungen theilen eine Notiz mit, welche, wie es scheint, zuerst in der „Washington Union“ gestanden hat, die wir für nichts, wie eine kolossale Ente halten. Ein Dr. Ritter soll einen Negerflaven Marcelino von Brasilien gebracht haben; derselbe verlangte seine Freiheit, und nach manchem Hin- und Herprozeßiren, und nachdem Dr. Ritter sein Kaufrecht bewiesen, soll 'er höchste Gerichtshof, also das Geheime Obergericht in Berlin, den Sklaven seinem Herrn zugesprochen haben, sich auf den Grundsatz stützend, daß die Eigenthumsfrage sich nach den Gesetzen des Ortes, wo der Kauf abgeschlossen, richte. Wir können uns nicht zu dem Glauben verstehen, daß dieses Referat richtig sei. Preußen und das ganze Europa, mit Ausnahme von Rußland und der Türkei, anerkennen keine Sklaverei. Wenn auch die Gesetzbücher einzelner Staaten nichts Spezielles über diesen Punkt bestimmen mögen, so ist es doch ein Grundsatz des europäischen Völkerrechtes, daß ein Sklave, sobald er europäischen Boden betritt, ipso jure frei wird. Das preussische Landrecht hat allerdings sehr scharfe und ungerichte Bestimmungen über das Verhältniß der Herrschaften zu den Diensthöten, des Meisters zu den Lehrlingen, Bestimmungen, die bis zur Prügelstrafe sich ausdehnen. Aber ein Eigenthumsrecht auf Personen ist in keiner Weise anerkannt. Es sind schon mehrfach Fälle vorgekommen, daß russische Adlige in die deutschen Badeorte Leibeigene als Kutscher, Bediente u. s. w. mitbringen, und in allen darüber entstehenden Prozeßren

wurde die Leibeigenschaft als nicht existirend betrachtet, und bloß ein einfaches Dienstverhältniß vorausgesetzt. Nur wenn der Leibeigene innerhalb des Hauses der russischen Gesandtschaft war, blieb er leibeigen, weil das Gesandtschaftshotel als russisches Gebiet betrachtet wird, und unter russischer Oberhoheit steht. Die sogenannte preussische Verfassung und das preussische Landrecht enthalten zwar nur sehr ungenügende Bestimmungen zum Schutze der persönlichen Freiheit; das preussische Volk besitzt keine Habeas-Corpus-Akte, wie England; aber es sind doch gesetzliche Bestimmungen genug vorhanden, welche die Sklaverei und selbst die Leibeigenschaft ausschließen. Schon lange ehe das preussische Landrecht unter Friedrich dem Großen eingeführt war, hatte dieser philosophische König die Leibeigenschaft aufgehoben, und wenn auch noch viele Spuren dieses „göttlichen“ Institutes des Mittelalters übrig geblieben sind, — in Form von Frohdiensten, Jagdgesetzen, Patronialgerichtsbarkeit u. s. w., — so ist doch an eine eigentliche Leibeigenschaft nicht mehr zu denken. Und auch die mittelalterliche Leibeigenschaft ist etwas ganz anders, wie die Negerkaverei; sie war ein abhängiger, aber immer noch mit Rechten geschützter Zustand; von einem Menschenhandel, wie in Amerika, war nicht die Rede. Selbst die Leibeigenschaft in Rußland und die Sklaverei in der Türkei sind, mit dem Institute des amerikanischen Südens verglichen, noch humane u. liebenswürdige Institute. Gewiß, Europa mag noch so unfrei sein, noch so sehr unter der Wucht des Despotismus seufzen, — es steht nicht auf der Stufe der Barbarei, wie Amerika, und selbst ein preussischer Geheimrath würde sich schämen, gleich einem amerikanischen Hunter Sklaven zu fangen.

Wie gesagt, wir bezweifeln sehr die Richtigkeit dieser Zeitungsrichtung. Allerdings gilt in Preußen die *lex loci* bei Käufen und Verträgen, die im Auslande abgeschlossen sind, aber mit der Bedingung, daß diese Käufe und Verträge nicht gegen die Gesetze des preussischen Staates verstoßen. Wenn in Frankreich ein französischer Schmuggler einen Vertrag mit einem preussischen Fuhrmann oder Schiffer macht, ihm französische Weine nach Preußen zu schmuggeln, so ist nach französischem Gesetz, nach der *lex loci*, dieser Vertrag vollständig gültig; aber in Preußen würde keine Klage darauf angenommen werden. So gibt es viele Fälle. Und in unserm speziellen Falle liegt ja gar kein legales Aktenstück zu Grunde; der Kaufbrief enthält ja gar keine kontraktliche Verpflichtung zur Dienstbarkeit zwischen dem Regier und dem Doctor; das Dokument hat nach den Vorschriften des preussischen Landrechtes gar keinen gesetzlichen Werth.

Wir sind neugierig, zu hören, wie sich die Sache eigentlich verhält, und haben deshalb an einen preussischen Juristen geschrieben, um Näheres darüber und namentlich die Entscheidungsgründe zu erfahren. In diesen Tagen der tollen, wahn sinnigen Reaktion in Preußen, und namentlich bei

Dem grösstentheils aus Pietisten zusammengesetzten Obertribunale, wäre allerdings eine solche tollhäuſlerische Entscheidung keine direkte Unmöglichkeit, aber so lange wir das Urtheil nicht selbst lesen, müssen wir es bezweifeln. Wenn auch der preussische Richterstand seit 1849, seit dem Prozesse Waldeck, dem Kölner Kommunistenprozesse sehr an seinem früheren Ansehen eingebüsst hat, so dürfen wir ihm doch nicht ohne Weiteres eine Schandthat zumuthen, deren nur „demokratische“ Richter, wie Judge Loring, und Ber. Staaten Commissioners fähig sind.

Sollte wirklich die Entscheidung, wie sie von den Zeitungen mitgetheilt wird, wahr sein, so wäre dies ein vollständig isolirtes, mit den Geſetzen des Landes und der Kultur des Volkes im Widerspruch stehendes Factum. Die Hunker mögen deshalb ihre Freude darüber mässigen. Sie werden in Deutschland keine Neger fangen.

Sobald wie wir aus zuverlässiger Quelle wissen, was an der Sache ist, wollen wir dies unsern Lesern mittheilen.

### Agrarische Zustände.

Als Henry Wise zum Gouverneur von Virginien gewählt war, erklärte er in einer Rede an das Volk, daß Virginien durch seine Wahl über den Agrarianismus gestegt habe. Die deutschen demokratischen Blätter wußten nicht genug über diese Wahl zu jubeln, und doch war es gerade das wesentlichste Interesse der eingewanderten Bevölkerung, welches durch die Wahl Wise's niedergestimmt wurde, der Agrarianismus.

Agrarianismus ist Landreform, ein System der Verwaltung der öffentlichen Ländereien zu Gunsten wirklicher Ansiedler. Nächst der Sklaverei, mit welcher die Frage der Landreform auf das Innigste zusammenhängt, gibt es kein wichtigeres Thema in der amerikanischen Politik, als dieses, und wenn der Historiker künftiger Tage einmal den Fall und Untergang der amerikanischen Republik beschreibt, so wird er die wesentlichen Ursachen dieses Unterganges aus der Geschichte der öffentlichen Ländereien herleiten. In dieser Beziehung, wie in manchen andern Punkten, ist die Geschichte der römischen Republik vorbildlich für Amerika, und wenn man es sich recht deutlich machen will, wie schnell Amerika von seiner republikanischen Basis herunterfällt, muß man nur die römischen Geschichten von Niebuhr oder Gibbon lesen. Dieser Parallelismus ist für das blödeste Auge bemerkbar, nur vielleicht nicht für jene Leute, welche sich selbst in richtiger Selbsterkenntniß Nichtswisser nennen.

Es wäre verdienstlich, eine Geschichte des römischen „ager publicus“



zusammenzustellen, um einen Spiegel für die Verfehrtheiten der **Begen-**wart zu haben. Um den öffentlichen Acker bewegte sich die ganze **römische** Geschichte; der Kampf zwischen Plebejer und Patrizier, zwischen den **Rö-**mern und den italienischen Bundesgenossen fand hier eine immerwährende Veranlassung; das römische Civilrecht, namentlich die Lehre vom Besitze und Eigenthum, entwickelte sich am **ager publicus**.

Der Ursprung des römischen **ager publicus** ist ungefähr derselbe, wie der Ursprung der öffentlichen Ländereien **Amerika's**. Die eingewanderten Römer nahmen die Ländereien den eingeborenen Stämmen weg, grade wie die Amerikaner mit den Indianern verfahren. In Rom hielt man aber mehr, wie in Amerika, an dem richtigen Grundsätze fest, daß der öffentliche Acker eine Domäne des ganzen Volkes sein müsse; das Eigenthum des **ager publicus** verblieb dem römischen Volke, der Besitz wurde einzelnen Individuen und Familien übertragen. Natürlich nahmen die mächtigen aristokratischen Geschlechter eine große Menge Land in Besitz, in Mißachtung bestimmter Gesetze und Verordnungen, welche den Landbesitz auf eine gewisse Anzahl von Ackern beschränkten. Denn es ging in Rom zu, wie auch hier in Amerika; die großen Patrizierfamilien waren, wie der Virginische Adel, als Senatoren, Consuln, Diktatoren, Richter, Priester überall vertreten, und benutzten ihre privilegierte Stellung im Staate dazu, sich auf Kosten des **ager publicus** zu bereichern, etwa wie Douglas, Forney u. Co. es mit ihren Landspekulationen in Kansas machen. Vergeblich kämpften die römischen Volkstribunen gegen diese Mißbräuche an; es wurden oft treffliche Gesetze erlassen, wie z. B. das Gesetz des Licinius Stolo, daß kein römischer Bürger mehr, wie 500 Acker Land im Besitze haben dürfe; aber diese Gesetze standen eben auf dem Papiere; in der Praxis häufte sich der große Grundbesitz immer mehr und mehr in einzelnen aristokratischen Familien an. Der Weg dazu war ungefähr derselbe, den die heutigen amerikanischen Landspekulanten gehen. Die römischen Soldaten verkauften die ihnen vom Staate geschenkten Ländereien für einen Spottpreis mit demselben Leichtsinne, mit dem unsere merikanischen Soldaten ihre Landwarrants verschleudern. Es gab ein Gesetz, welches vorschrieb, daß alle fünf Jahre eine Revision der Besitztitel und eine neue Verpachtung vorgenommen werden solle; da aber die Censoren immer aus den großen Familien genommen wurden, so wurde diese Verpachtung nicht unparteiisch vorgenommen, und das ganze Gesetz kam später außer Wirksamkeit. Die Archive und Kataster wurden von den Beamten, welche ein Interesse daran hatten, den Zustand der öffentlichen Ländereien in Verwirrung zu bringen, vernachlässigt, so daß die Besitztitel unsicher und zweifelhaft wurden, wodurch natürlich das Recht des Stärkeren und Besizenden begünstigt wurde. So kam die Landgesetzgebung in Verwirrung und damit die ganze Republik, denn eine Republik kann nur dann bestehen, wenn der Besitz

möglichst gleich unter das Volk vertheilt ist; namentlich eine ackerbauende Bevölkerung von mäßigem Besitze ist die beste Basis für einen Freistaat. Durch die ungerechte Vertheilung des *ager publicus* aber wurde der freie, besitzende Bauernstand durch Pächter und später durch Sklaven verdrängt, und damit war der Republik ihre Grundlage genommen. Auf der andern Seite wurde der Wohlstand des Volks und die Ertragsfähigkeit des Bodens ebenso, wie die republikanischen Institutionen geschwächt; die großen, von Sklaven bearbeiteten Domänen der Aristokraten lieferten nicht die Hälfte des Ertrages, als wenn sie in kleine Bauerngüter abgetheilt würden. Dies kann man überall und auch in Deutschland sehen; allein in den östlichen Provinzen Preussens könnten noch drei Millionen Bauern leben, wenn die großen königlichen Domänen und adeligen Güter parzellirt würden. Es ist es dahin gekommen, daß noch heute der Landbau in Italien darnieder liegt, und sich noch heute nicht von den Folgen jenes unnatürlichen Verfahrens erholt hat.

In Rom bestand ebenso, wie in Amerika, eine Landreformpartei; beide haben fast dasselbe Programm, nämlich Landlimitation und Ueberlassung des Landes in bestimmten Quantitäten an wirkliche Ansiedler; beide haben auch fast dieselbe Geschichte. In Rom, wie in Amerika, waren die edelsten Männer an der Spitze der Freibodenpartei, aber auch die Demagogen und Aemterjäger mischten sich hinein, und benutzten dieselben zu ihren Intriguen. So kam es denn, daß die römischen Freesoiler wohl einige vorübergehende Vortheile erlangten, aber sich nicht im Besitze dieser Vortheile halten konnten, und als die eigentliche Bewegung zum Ausbruch kam, war das Landmonopol der Aristokraten und Priester schon so mächtig geworden, daß die Bewegung daran zerschellte. Die Gracchische Landreformbewegung scheiterte, und damit war der römischen Republik das Todesurtheil gesprochen. Wird es in Amerika nicht auch so gehen? Wird in Amerika die Freesoilbewegung nicht erst dann ausbrechen, wenn eine mächtige Landaristokratie, slavenhaltend und mit den Priestern verbündet, die Geschichte Amerika's in Händen hat? Oder sollte der amerikanische Gracchus ein besseres Schicksal haben, als der römische?

Die nächste Folge der Landmonopolisirung war das Verschwinden eines selbstständigen Bauernstandes, jener festen Stütze des antiken Roms, das seinen Cincinnatus hinter dem Pfluge wegholte, Vermehrung der Sklaverei und des Proletariates, der beiden Grundpfeiler der Tyrannei und Monarchie. Rom wurde die große Senkgrube aller besitz- und beruflosen Leute, die sich bei den Wahlen umherdrängten und ihre Stimmen dem Meistbietenden anboten. Der Ruf: „*panem et circenses!*“ (Brod und Schauspiele!) ertönte vor dem Forum, und die ämterjägerischen Demagogen kauften sich mit den Millionen, welche sie den Bundesgenossen und Pro-

man sich denken kann. Auf ein solches Landsystem könnte man ein vorzügliches Freischulsystem und andere nationale Anstalten gründen; dies ist eine breite, feste Basis für freie politische Institutionen, eine sichere Bürgschaft für die Zukunft.

Doch wir wollen hier keine Apologie der Heimstättebill und der Landreform schreiben; wir Deutsche sind gewiß am besten dazu befähigt, das Großartige und Bedeutungsvolle dieser Maßregel zu würdigen; unser unmittelbarstes materielles und politisches Interesse zwingt uns, alle unsere Kräfte dahin anzuwenden, daß die bisherige Politik in Bezug auf die Agrargesetzgebung verändert werde. Denn der bisherige Weg führt bergabwärts, steil und schnell bergabwärts in Armuth, Unterdrückung und Sklaverei.

Namentlich in den letzten Jahren hat das System der Landverschleuderungen einen solchen Umfang und eine so vielfältige Anwendung gefunden, daß es fast scheint, als wollten die leitenden Politiker mit Gewalt die gemeinsame Domäne des amerikanischen Volkes und die Zukunft Amerika's zum Fenster hinauswerfen. Wir haben den Bericht des Secretärs des Innern vom 4. Dezember 1854 vor uns, und legen die offiziellen Ziffern des Documentes unserer Darstellung zu Grunde. Selbst das offizielle Document gibt zu, daß das bis jetzt eingeschlagene Verfahren modifizirt werden muß, soll es nicht eine horrende Landverschleuderung an Speculanten zur Folge haben. In dem Fiscaljahre v. 1. Juli 1853—1. Juli 1854 wurden 7,035,735 Acres für Geld verkauft, und dafür 9,250,000 Dollars eingenommen; mit Landwarrants wurden ungefähr 3,500,000 Acres belegt, — diese Ziffer ist aber seit der letzten Military-Land Bounty-Bill gewiß verzehnfacht worden; — an Sumpfländereien wurden den einzelnen Staaten für Schulen,\*) Austrocknen, innere Verbesserungen u. s. w. 11,000,000 Acker überlassen und außer den großen Grants für Illinois-Centralbahn u. s. w. 1,750,000 Acker für Wege u. dergl. ausgegeben. Daß von diesen 23,500,000 Ackern kaum der zwanzigste Theil in die Hände wirklicher Bebauener gekommen ist, braucht wohl nicht nachgewiesen zu werden; der Rest gehört den Speculanten. Seit 1790 bis zur letzten Militär-Land-Bill, welche alle Verschwendungen der Vorzeit auf eine unsinnige Weise übertrifft, sind 31,500,000 Acker mit Landwarrants alter Militärs bedeckt worden. Nun ist es gewiß wohl ein patriotischer und humaner Gedanke, den Kriegern auf dem Grund und Boden, den sie mit ihrem Blute vertheidigt haben, eine Heimath zu schenken, aber in der Praxis wird diese scheinbare Humanität zur schauerhaften Unehrllichkeit und Betrügerei. Wieviel von

\*) Für Schulen sind in den westlichen Staaten und Territorien 40,909,595 Acker bewilligt worden, und dies ist gewiß die beste Landverwilligung, die gemacht werden kann.



diesen 31,500,000 Acker mögen noch in den Händen der Soldatenfamilien sein? Die Militär-Land-Bill, durch welche sich der letzte Nebraska-Congress verewigt hat, schenkt jedem Tröpfknecht, jedem Matrosen, der nur einen Tag oder eine Stunde in irgend einem Kriege gedient hat, 160 Acker, und es sollen auf diese Bill hin schon über hunderttausend Reclamationen in der Landoffice eingegangen sein, so daß man ohne die Gefahr der Uebertreibung sagen kann, daß die Wirkung aller der früher gemachten Militär-Landschenkungen durch die letzte Akte übertroffen worden ist.

So sehr die herrschende demokratische Partei, im Interesse des Südens und der Sklaverei, auch bemüht ist, die inneren Verbesserungen an Häfen und Flüssen, Eisenbahnen u. s. w. der Unterstützung des Congresses zu berauben, so sind doch in den letzten drei Jahren für über fünf Tausend Meilen Eisenbahnen Landschenkungen bewilligt worden, und dabei ist noch keine Meile von der großen Pacificbahn. Während der Grant für die Verbesserungen der Häfen und Flüsse, für die sogenannten „inneren Verbesserungen,“ welche ein stehendes Kapitel der amerikanischen Politik und den permanenten Zankapfel zwischen den Whigs und Demokraten bilden, von Herrn Pierce mit Veto belegt wurde, ist die Illinois Centralbahn, deren Aktien sich zum größten Theile in englischen Händen befinden, auf Kosten der Zukunft des Volkes von Illinois gebaut. Vor wenigen Tagen wurde die Vollendung der Bahn durch ein Fest in Dubuque, Iowa, gefeiert, und hier erklärte einer der Directoren jener Bahn, daß die Bahn geschenkt wäre, da der Werth des Landes mehr, als die gesammten Kosten der Eisenbahn betrüge. Hier sieht man die gefährliche Bedeutung des Monopols leicht ein. Die Illinois-Centralbahn geht von Cairo nach Chicago, mit einer Seitenbahn nach Galena und Dubuque; sie durchschneidet das ganze Illinois und eröffnet das Innere dieses Landes dem Verkehr. Außerdem ist sie offenbar die wichtigste Verkehrslinie des Westens, — d. h. so lange die Pacificbahn noch nicht gebaut ist, — da südlich von Cairo der Mississippi nie zufriert, und Winter und Sommer der Schifffahrt offen steht, so daß durch diese Bahn eine immerwährende und die schnellste Verbindung zwischen dem Golf von Mexico und dem großen amerikanischen Westen hergestellt ist. Diese Bahn ist in der unglaublich kurzen Zeit von zwei Jahren hergestellt worden, — der Congress setzte zehn Jahre, der Staat Illinois sechs Jahre Frist, — und hat mehr, wie irgend eine andere Maßregel, zu dem ungemeinen Aufschwunge des Westens beigetragen. Besonders Illinois und die Stadt Chicago haben in Folge dieses Baues ungemein prosperirt. Indessen scheint alle diese Prosperität nur vorgegessenes Brod zu sein; man lebt vom Marke d. r. Zu unst. Dieser Eisenbahngesellschaft gehören längs der Bahn 2,500,000 Acker Land, welches natürlich grade durch seine Lage an der Bahn einen hohen Werth hat. Gegenwärtig ist es zu 15—25 Dollars per Acker ausgeben, aber

Das werthvollste Land reservirt die Compagnie für sich. Da fast gar kein kulturfähiges Congressland in Illinois mehr existirt, so hat natürlich die Compagnie das Monopol des Landverkaufes in diesem wichtigen, reichen und mächtigen Staate. Diese Bahn wird noch das eiserne Band werden, welches den Staat Illinois umschlingt, die Legislatur und Municipalitäten daselbst beherrscht, und das souveräne Volk unter die Botmäßigkeit der schlimmsten aller Tyrannen, der Kapitalisten und dazu noch auswärtiger Kapitalisten bringt. Es ist interessant, die Operationen dieser Gesellschaft zu sehen. Ganze Dörfer werden an den großen Lumberdepots gefertigt, die man fertig kaufen oder auf Bestellung machen lassen kann, und welche nach irgend einem beliebigen Punkte der Bahn für einen billigen Preis, — ich glaube, 15 Cents per Meile für jedes Haus, — geliefert werden. Die Hecke, welche die Bahn einfr edigen soll, wird von Osage Orange gemacht und hat in grader Richtung die Länge von 700 Meilen. Ein Dampfboot läuft für Rechnung der Gesellschaft auf dem Mississippi. Die Lotenspeculationen, welche die Illinois-Centralbahn in Chicago und den andern aufblühenden Städten von Illinois macht, lassen alle Vergleiche und Beispiele hinter sich. Auf diese Weise monopolisirt sich das Capital zum Herrscher aller Verhältnisse. Wenn man nun bedenkt, wie diese Bahn überall in Illinois ihre Depots, ihre Agenten, ihren Einfluß hat, wie dieselbe nicht nur die größte Landeigenthümerin, sondern auch die größte Speculantin ist, wie sie den ganzen Getreidehandel des Westens an sich reißt, so kann man sich ungefähr die Zukunft von Illinois denken. Man geht mit graden, schnellen Schritten in den Feudalismus des Mittelalters zurück, und unsere deutschen Fürsten sind Bettler und Stumper im Vergleiche zu diesen amerikanischen Eisenbahnkönigen.

Der Bau der Pacificbahn öffnet nach dieser Richtung hin der Landspeculation eine unabsehbare Zukunft. Wenn, wie wir dies voraussetzen, so lange der Strom der Congresspolitik die bisherige Richtung behält, dieser Bau, das größte und bedeutendste Unternehmen der Welt, welches den nordamerikanischen Continent zum Mittelpunkte des Welthandels und der Weltpolitik macht, nach denselben Regeln und mit denselben Mitteln gebaut wird, wie die Illinois-Centralbahn: dann ist die Zukunft der amerikanischen Republik entschieden; große Landspeculanten und Eisenbahnkapitalisten werden den Westen Amerika's in Beschlag nehmen, und mit dem ersten, leisen Hauche, mit dem die Civilisation in den jungfräulichen Urwald jenseits des Missouri und Mississippi dringt, wird schon die Regerslaverei und die Despotie des Kapitals in die kaum geöffneten Territorien eintreten. Wöge man sich darum nicht verführen lassen, für momentane Vortheile die Zukunft des Landes zu verkaufen. Niemand erkennt mehr, wie wir, die Nützlichkeit solcher Bauten an, wie die der Illinois-Centralbahn; Niemand wünscht vielleicht sehnlicher, als wir, die große Revo-

lution des Weltverkehrs, welche durch den Bau der Pacificbahn hervor gebracht werden wird; aber besser ist es jedenfalls noch, warten oder langsamer bauen, als mit dem Lande auch zugleich die Zukunft Amerika's weg schenken.

Wir fürchten in dieser Beziehung das Schlimmste. Wenn wir die Geschichte der Landgesetzgebung überblicken, so scheint es in der That, daß man die öffentlichen Ländereien mit Gewalt und unter jeder möglichen Bedingung veräußern will. Bisher sind jedes Jahr 8—12 Millionen Acker in den Markt gebracht, während die factische Nachfrage nur 1—4 Millionen war. Während in den westlichen Staaten, in Michigan, Wisconsin, Minesota, Iowa u. s. w. noch viele, viele Millionen Acker Land dem Ansiedler offen standen, und es also das Interesse der Einwanderung und des Ackerbaues durchaus nicht nothwendig machte, dem rothen Manne schon jetzt seine Heimath zwischen dem Kansas und dem Nebraska Flusse zu rauben, wurden dennoch die neuen Territorien geöffnet, und die schönsten Ländereien daselbst, welche eine Reserve für die Zukunft hätten bilden können, sind eine Beute der Speculanten und Sklavenhalter. Die Gesetze über den Verkauf der öffentlichen Ländereien schließen zwar dem Wortlaute nach die Landspeculation aus, aber die dahin zielenden Bestimmungen, daß der Käufer schwören muß, er wolle das Land bebauen, sind nichts, wie leere Worte. Der Käufer schwört, er wolle es in irgend einer Zukunft bebauen; das Gesetz setzt ihm keinen Termin fest. Auch das Gesetz über das Verkaufrecht ist lückenhaft, und gibt zu vieler Rechtsunsicherheit und zu mannigfachen Gewaltthätigkeiten Veranlassung. Die ganze Agrargesetzgebung scheint nur darauf gerichtet zu sein, das Land sobald, wie möglich, los zu werden. Daher der Act von 1850, der die Sumpfländereien den einzelnen Staaten überläßt, — wobei es sich von selbst versteht, daß die einzelnen Staaten dieselben den Speculanten überlassen; — daher das Gesetz des letzten Congresses, das die Reduction der Landpreise nach Verhältniß der Zeit, während welcher das Congressland im Markt war, verfügt; daher die letzte Militärlandbill, welche sehr schnell mit den öffentlichen Ländern ausräumen wird; daher die Kansas- und Nebraskabill, welche den Sklavenhaltern aus Missouri viele Millionen Acker Land zur Verfügung stellt. Wenn in früheren Perioden, in den ersten Tagen der Republik, das öffentliche Land zum Kaufe ausgedoten wurde, so walteten dabei andere Ursachen vor, wie heute. Damals seufzte die junge Republik unter einer großen Schuldenlast, und man fand kein anderes Mittel, sie zu tilgen, als Landverkauf; Jefferson selbst hat aus diesem Grunde das System des Verkaufes begründet. Aber dieser Grund ist gegenwärtig verschwunden; die Schulden der Ver. Staaten können nicht so schnell bezahlt werden, wie der Staatsschatz wünscht, weil sie erst in längeren Perioden kündbar sind; die Kasse Uncle Sam's ist überfluthet von Geld, so daß es wirklich ein Glück

ist, daß so viele wohlwollende Patrioten in Washington sind, welche das Schazamt einigermaßen von seinem Ueberflusse befreien. Als Finanzquelle betrachtet ist daher die Verschleuderung der öffentlichen Ländereien durchaus unmotivirt. Aber die Corruption ist vielleicht ein verständlicheres und näher liegendes Motiv. Die Leute, welche die Territorien organisiren, die Hauptstädte bestimmen, die Counties abgrenzen, die Eisenbahnen abstecken, — diese Leute wissen, warum ihnen das gegenwärtige Land-system genehm ist.

Während sich also auf diese Weise im Westen große Grundbesitzungen bilden, welche den Landreichthum jedes englischen Lords überbieten, und vielleicht nur mit den großen Gütercomplexen des russischen Adels zu vergleichen sind, sehen wir in Kalifornien Dinge, welche uns an die Märchen von Tausend und eine Nacht oder an die Schätze von Monte Christo erinnern. Dort bildet sich eine Landaristokratie, gegen welche alle Erinnerung an aus der Zeit des römischen Kaiserreiches und des feudalen Mittelalters verschwinden. In Los Angeles, Kalifornien, ist durch eine Congressacte vom 3. Mai 1853 eine Commission zur Untersuchung von Landansprüchen, welche sich aus der mexicanischen Zeit her datiren, niedergesetzt, welcher bis 813 verschiedene Claims vorgelegt sind. Von diesen sind zur Zeit 294 bewilligt, und der Betrag des bewilligten Landes ist 736 Quadratmeilen, mehr, als ein Neu-England-Staat (mit einer Ausnahme) enthält. Manche dieser Landansprüche betragen mehr, wie ein deutsches Herzogthum; die Commission versichert, daß unter andern ein einziger bewilligter Anspruch einen Werth von 35 Millionen Dollars habe. Diese Ländereien liegen nicht in einer Wildniß, sondern in der Nähe der großen Städte, ja bilden theilweise das Territorium desselben; sie bestehen aus blühenden Gärten am Ufer des Pacific oder aus den goldhaltigen Minen-districten. Fast die Hälfte des Territoriums der Stadt San Francisco ist durch das Bundesgericht einem einzigen Manne zugesprochen worden; Fremont, der Schwiegersohn Benton's, ist durch einen andern Claim so reich, wie der Graf von Monte Christo, geworden. Auch Sutter, der Pionier von Kalifornien, hat sein verlornes Vermögen durch einen solchen Claim wiedergewonnen. Alle diese Ansprüche stammen aus der mexicanischen Zeit; damals, als Kalifornien noch in der Wildniß lag, und einzelne Missionen der Jesuiten die einzigen Vorposten der weißen Bevölkerung waren, kauften Abenteuerer von den Jesuiten oder den Militärkommandanten diese Ländereien, und treten jetzt mit ihren Ansprüchen an Königreiche hervor. Die spanischen Documente über diese Claims füllen bis jetzt 41,462 Folio's und sie mögen verwirrt und dunkel genug sein, wenn man an die Zeit denkt, wo sie gemacht wurden, um das Fischen im Trüben zu gestatten. Das Civilgesetz, die Gesetze und Decrete des unabhängigen Mexico, die Acte des Territoriums, dazwischen Verfügungen einzelner rebellischer Behörden:

Alles dies fließt hier zu einem juridischen Chaos zusammen, aus welchem noch ganz andere Kämpfe hervorzuhehen werden, als der Kampf der Reinter und Antireinter in New-York. Durch den Vertrag von Guadalupe Hidalgo haben sich die Ver. Staaten verpflichtet, alle gerechten Ansprüche der Bewohner des eroberten Landes anzuerkennen. Der Werth der zugesprochenen und noch in Frage stehenden Claims übertrifft die Grenzen der Glaublichkeit, und dieser Werth nimmt noch jedes Jahr mit der steigenden Bevölkerung Kalifornien's zu. Wie soll dies enden? fragen wir verwundert.

Rechnen wir zu diesen Mißverhältnissen die Steuerfreiheit sämmtlichen Kircheneigenthums, wodurch grade dasjenige Eigenthum, welches gar nicht produktiv ist und zu einem großen Theile in den Händen einer habgierigen und despotischen Hierarchie sich befindet, privilegiert wird und durch dieses Privilegium natürlich einen großen Vorsprung über jedes andere Eigenthum gewinnt; rechnen wir dazu die Schwindelereien mit Schulländern, welche in den meisten westlichen Staaten getrieben werden, die Land speculationen der Ver. Staaten Vermessungs- und Verwaltungsbeamten; die Rohheit und Gewaltthätigkeit, mit welcher die Squatter ihre Souveränität beweisen, das Vordringen der Sklaverei in den westlichen Territorien; rechnen wir den ganzen Mißbrauch zusammen, der mit den öffentlichen Ländern getrieben wird, so können wir gewiß nicht ohne Befürchtungen in die Zukunft sehen, so müssen wir bedauern, daß ein Volk, mit allen Hülfquellen der Natur und den freiesten Institutionen versehen, sich selbst das Grab seiner Freiheit und seines Wohlstandes gräbt. Hier kann man nicht zu finster sehen. Der Unterschied zwischen dem, wozu die Union von der Natur und Geschichte bestimmt ist, und dem, wozu es habgierige und betrügerische Politiker machen, ist abschreckend groß. Aber natürlich, die Sklavenhalter, welche vermittelt der demokratischen Partei die Union beherrschen, können die ruhige, naturgemäße Entwicklung der Ver. Staaten nicht dulden; sie müssen bei Zeiten das öffentliche Land verschleudern, damit freie Arbeit und Einwanderung nicht die Uebermacht gewinnt; sie müssen für ihre Sklavenarbeit, die im Verhältniß zu freier Arbeit sehr unproduktiv und wenig einträglich ist, große Territorien in Beschlag nehmen: kurzum, sie müssen die Zukunft des Landes dem Monopol, dem Kapital, der Despotie, der Sklaverei überantworten.

---

### Sind wir „fremd“ in Amerika?

Die „New-Yorker Staatszeitung,“ die schon seit Jahren nativistische Tendenzen verfolgt, welche nur den Zwanzigjährigen ein Urtheil über Ame-

rifa zugestehen möchte, die neulich meinte, es dürfe Niemand in Amerika Zeitung schreiben, ehe er das Bürgerrecht habe, wie Correspondenten hat, welche sich rühmen, „seit zwanzig Jahren kein Deutsch geschrieben zu haben“ : diese alte, runzlige Dame hat in ihrer Nummer vom 24. Juli einen Artikel von eigenthümlich-nativistischer Beschaffenheit, auf den wir antworten müssen, zumal er direkt gegen die „Atlantis“ gerichtet war. Wir haben manchmal in der „Atlantis“ Aeußerungen fallen lassen, wie, daß wir uns in Amerika nicht heimisch fühlen, daß der größte Theil unserer Hoffnungen noch in Deutschland liege u. dergl. Diese Aeußerungen veranlassen die „Staatszeitung“ zu der Behauptung, daß wir dann auch gar nicht das Recht hätten, uns um Amerika und amerikanische Politik zu kümmern. Wir seien Gäste und „Fremde“ in Amerika, und dürften uns nicht um die häuslichen Verhältnisse eines „fremden“ Volkes kümmern. Da es nun Viele unter der jüngern deutschen Bevölkerung gibt, welche, gleich uns, noch nicht an der Befreiung der alten Heimath verweisen, die ein freies Deutschland dem freien (?) Amerika vorziehen, die noch nicht auf ihr Heimathsrecht in der deutschen Republik verzichtet haben, so ist die Frage, welche die „N.-Y. Staatszeitung“ aufwirft, von allgemeiner Bedeutung. Wir glauben, daß nur Derjenige in Amerika „fremd“ ist, welcher dem Genius dieses Landes fremd ist, d. h. welcher die freien Institutionen und Grundsätze, die dem hiesigen Staatsleben zu Grunde liegen, nicht liebt, welcher die großen Hoffnungen, welche die Menschheit von der Zukunft Amerika's hegt, nicht begreift, welcher die historische Mission der Union nicht versteht. Den nennen wir fremd in Amerika, welcher gegen die höchsten und wichtigsten Interessen dieses Landes stumpf und gleichgültig ist, der mit kaltem, leerem Auge ein Stück der amerikanischen Freiheit nach dem andern zerbrechen sieht, den es nicht verdriest, daß die Sklaverei die Zukunft Amerika's vergiftet und die neu eröffneten Territorien des Westens überschwemmt. Leute, die nicht wagen, die Sklaverei zu bekämpfen, sind nicht nur in America fremd, sondern in dem ganzen weiten Kreise der Menschheit, denn es ist kein menschliches Gefühl und kein menschlicher Gedanke in ihnen. Aber wir halten es nicht nothwendig, daß man seine Knochen und seinen Leichnam der amerikanischen Erde verschreibt, um das amerikanische Bürgerrecht und seinen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten zu erlangen. Wenigstens hat der ärgste Know-Nothing dieses noch nicht verlangt. Die Nichtswisser wollen doch wenigstens nur den Naturalisationstermin verlängern; die „N.-Y.-Staatszeitung“ macht aber eine Bedingung, welche für einen ehrlichen Deutschen vollständig unmöglich ist, zu erfüllen, nämlich, die Liebe zur Heimath, die Hoffnung auf dessen Befreiung und die Sehnsucht zur Heimkehr in das befreite Vaterland aus dem Herzen zu verbannen.

Fragen wir, woher rührt der Antheil, den wir an America nehmen,

und der uns berechtigt, uns an den öffentlichen Angelegenheiten dieses Landes zu betheiligen? Rührt das Interesse daher, daß wir für uns und unsere Familie hier eine Heimath gründen, Eigenthum erwerben und Haus und Hof gründen wollen? Ist dieses Interesse das exklusive Motiv unseres Interesses an der amerikanischen Politik? Allerdings, dann hat die Staatszeitung Recht. Dann bewegt sich das politische Interesse in dem engen Kreise des Pfahlbürgerthums, und wer nicht zu diesem Pfahlbürgerthum gehört, braucht nicht mit zu reden. Dann mußte man aber auch, um konsequent zu sein, nur Demjenigen das Stimmrecht geben, der mit „Property“ und Familie an dieses Land gekettet, der in Lottenspekulationen verwickelt ist oder auf ein fettes Amt im Customhaus lauert.

Oder rührt unser Interesse an der amerikanischen Politik daher, weil die höchsten Interessen der Humanität und Civiliation in America auf dem Spiele stehen, weil hier für die Zukunft des Menschengeschlechtes eine große Perspective eröffnet ist, weil die Menschheit große Hoffnungen auf America gesetzt hat, durch deren Vereitelung vielleicht neue Tausende der Barbarei heretubringen werden? Jeder Mensch lebt in und mit der Menschheit; bei dem Einen sind die Fäden, welche ihn mit der Menschheit verbinden, lockerer, bei dem Andern straffer, aber Jeder, sobald er noch menschliches Gefühl in sich hat, nimmt irgend welchen Antheil an den allgemeinen Interessen der Menschheit, wo es auch sein mag, am Nordpol oder unter der glühenden Sonne des Aequator.

Ebenso wenig, wie also dem gebildeten Amerikaner der Verlauf der europäischen Geschichte gleichgültig sein kann, darf dem Europäer, — und wir wollen uns selbst noch als Europäer betrachten, — Amerika's Schicksal gleichgültig sein. Hier, wie dort, stehen die größten Fragen auf dem Spiele, und wer immer sich für Politik interessiert, d. h. wer nur immer ein gebildeter Mensch ist, wird sich für diese Fragen interessieren.

Ist denn die Freiheit in Europa etwas Anderes, als in Amerika? So verschieden auch die Umstände und Verhältnisse sein mögen, so verschieden auch die nächsten Objekte sind, die dem Kampfe zu Grunde liegen, die Motive, die allgemeine Tendenz der politischen Bestrebungen ist in Europa, wie in Amerika dieselbe. Es gilt, in Europa, wie in Amerika, eine wahre Demokratie herzustellen, eine auf Bildung, Recht und Freiheit gegründete Republik zu bauen, und alle entgegenstehende Elemente zu beseitigen. In Europa gilt es freilich zunächst, die Form des Staates zu ändern, und dies ist nur durch eine Revolution mögl. In Amerika gilt es, die republikanische Form mit entsprechendem Inhalte auszufüllen, und dies ist der Weg der Reform. Dort ist die Monarchie, hier die Sklaverei der nächste Angriffspunkt. Diejenigen, welche in Europa gegen die Monarchie gekämpft haben, haben ein natürliches Interesse, in Amerika



gegen die Sklaverei zu kämpfen; es ist ein verwandter Krieg und man kann dieselben Waffen gebrauchen.

Und nicht nur das allgemeine, ideelle Interesse veranlaßt uns, an diesem Kriege Theil zu nehmen, sondern noch näher liegende, directere Gründe. Wir sind Deutsche und fühlen als Deutsche eine gewisse Verpflichtung, deutschen Sinn zu erhalten. Es verletzt unser eigenstes Selbstgefühl, wenn wir sehen, daß die deutsche Bevölkerung in den Ver. Staaten von unwürdigen Parteianden gefesselt ist, ja, daß sie sogar für Ausbreitung und Verwiegung der Sklaverei stimmt. Wir wünschen, dem deutschen Elemente der Ver. Staaten eine freie, unabhängige, würdige Stellung, ebenso, wie wir dem deutschen Vaterlande Freiheit, Einheit und Unabhängigkeit wünschen. Der eine Wunsch ist ebenso natürlich, wie der andere, und Niemand wird uns deshalb einer Unbesonnenheit oder Anmaßung beschuldigen.

Selbst wenn wir auch nicht vorhaben, in Amerika das Leben zu Ende zu leben, — wer kann darüber im Voraus entscheiden? — so glauben wir doch, zur Theilnahme an den politischen Bestrebungen Amerika's berechtigt zu sein. Wenn es erlaubt ist, Großes mit Kleinem zu vergleichen, so müßte nach den Ansichten der Staatszeitung auch Lafayette unbefugt und anmaßend gehandelt haben, als er sich in die Politik eines Landes mischte, das ernicht zu seiner bleibenden Heimath zu machen gesonnen war. Auch die Feier Thoma's Paine's wäre unbefugt gewesen, da der Verfasser der „Kritik“ seine Augen immer über den Ocean nach dem alten Europa gerichtet hatte, die Revolution erwartend. Wie in jenen großen Tagen, so muß auch in unserer kleinen Zeit sich jede Kraft, und sei sie auch noch so klein, verwerthen; der freie Mensch muß jede Gelegenheit, der Freiheit zu nützen, ergreifen.

Dies ist es auch wohl nicht, was die „Staatszeitung“ tadelt. Ihr gefällt bloß der Cours nicht, den wir einschlagen, und deshalb möchte sie uns die Befugniß, ein Wort mit in die Sache zu reden, bestreiten. Indem wir diese Befugniß für uns in Anspruch nehmen, überlassen wir die eigentliche Streitfrage, deren beide Seiten ja genügend bekannt sind, dem Urtheile des denkenden Publikums.

---

## Der Ausbruch des Vesuv.

(Aus Ch. Dickens „Household Words.“)

Der Fremde, welcher zur Nachtzeit um Santa Lucia in Neapel umherwandelt, erstaunt gegenwärtig, wenn er den ganzen Himmel gegen Norden von einem blendenden Feuer erleuchtet sieht. Die kleinen Fischerkähne,



mit ihren Lichtern gleich Feuerfliegen über die ruhige See dahinschwebend, verlieren sich in dem Schein, und selbst der Leuchthurm mit seinen drohenden Feuerzacken verblaßt vor jener Lichtmasse, welche das Himmelsgewölbe mit rother Gluth übergießt. Ein Feuerpfad liegt über der See, und die rasch ihn verfolgende Neugier, begierig, das Geheimniß zu durchdringen, findet, daß der Besuch von Neuem ausgebrochen ist und alles Volk mit Bestürzung erfüllt. Ganz Neapel strömt in Eile hinaus, das wundervolle Schauspiel zu betrachten. Santa Lucia, der Mola und der Carmia sind vollgedrängt von neugierig-furchtsamen, schreck erfüllten Massen. Bei bedecktem Himmel sieht man zur Nachtzeit nichts, als dunkle Wolken, welche, großen Ballen rothgefärbter Wolle gleich, aufeinandergehäuft da liegen; sobald indeß ein Landwind diese drohenden Rauchmassen wegtreibt, kann man den Bergkegel erblicken, an seiner ganzen Nordseite mit Feuer gesäumt, und den Lavaström beobachten, welcher wie ein breites Purpurband still und fast unmerklich sich nach dem Fuße des Berges hinabzieht, ohne daß man dabei irgend ein Geräusch hört, weder Donner, noch entfernte Kanonaden.

Dieser Ausbruch begann den ersten Mai, grade als die Vögel anfangen zu singen und die Blumen ihre Kelche der Sonne erschlossen. Coppolino, ein allgemein bekannter Führer, berichtete, daß er frühmorgens bei einem Besuch auf dem Berge ein donnerähnliches Geräusch wahrgenommen und daß unmittelbar nachher ein neuer Krater sich geöffnet habe, welcher Flammen und Steine ausspie. Bis zum Nachmittage dieses Tages bestätigte sich der Ausbruch entschieden, und beim Einbrechen der Nacht hatte der Berg schon das beschriebene Aussehen. Es war schon in der Entfernung ein großartiges Schauspiel; wie viel großartiger mußte es auf dem Gipfel des Berges selbst sein!

So dachte ich und tausend Andere. Die ganze Nacht waren Wagen beschäftigt, die Neugierigen nach der Einsiedelei zu bringen, natürlich vier Mal so theuer, als gewöhnlich, denn die Neapolitaner sind zu schlau, um nicht aus jedem außergewöhnlichen Ereigniß gleich Vortheil zu ziehen. Nur mit vieler Mühe konnte man ein Fuhrwerk zu einem nur halbwegs anständigen Preise erlangen. Indeß gelang es mir endlich; mein Freund und ich hatten unsere Cigarren angesteckt und um acht Uhr Abends ging es in ziemlich raschem Trabe um den Karmin.

Sobald wir vor die Stadt kommen, gerathen wir zwischen eine lange Wagenreihe, alle nach einer Richtung sich fortbewegend. Zu beiden Seiten des Weges drängen sich die Fußgänger, wie eine begleitende Leibwache. Dann und wann bleiben sie an einem der Kramläden mit kleinen Papierlaternen stehen, um sich mit irgend einem Erzeugniß der Jahreszeit, gerösteten Erbsen oder Bohnen, Melonensamen, runzligen, schwarzen Oliven oder Nüssen in ihren verschiedenen Spielarten für die Nacht

zu versehen; gleich darauf laufen sie um so rascher wieder voran, gleich als wollten sie das Versäumte einholen, jauchzend, singend oder Alles zum Lachen bringende Wiße reisend. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn dies auf unsere Kosten geschieht; wenigstens scheinen das die schelmischen Blicke und Fingerzeige zu verrathen.

Es besteht eine Art Etiquette, nach welcher Wagen der besseren Klasse bei einer Gelegenheit, wie die jetzige, einander nicht vorfahren dürfen. So werden wir gemüthlich fortgerüttelt ohne Störung, ausgenommen wenn Corricoli wie ein Erpreßzug vorbeischießen. Sieh, da kommt grade eins. Der Kutscher, ein langer, verschmitzter Teufelskerl mit phrygischer Mütze, steht hinten auf und reibt die Zügel an den Schultern eines fetten Pfaffen. Das Fuhrwerk trägt nicht weniger, als fünfzehn Passagiere, von welchen drei in einem unter dem Wagen ausgespannten Netz hängen. Das Merkwürdigste von Allem aber ist, daß das einzige Pferd mit dieser Last in einem Schritte dahineilt, als wolle es uns glauben machen, es könne die doppelte Anzahl Personen befördern.

In Resina angelangt, finden wir einen bunten Haufen von Führern und Maulthieren, Facchini's und Fackelträgern, welche Alle sich anhängen und uns die Nothwendigkeit ihrer Dienste begreiflich zu machen suchen. „Laßt uns gehen, laßt uns gehen, Signore,“ sagt ein schlau drein guckender Bursch, „Giachimo ist der Führer für Sie; ich kenne jeden Tritt des Berges und fann Sie in den Krater führen, wenn Sie wollen.“ — „Aber, Giachimo, caro.“ versehe ich, wir haben ein Fuhrwerk und bedürfen also keines Führers.“ „Schon recht, Signore; ich will mich hinten aufsetzen.“ Und da ist er, aufrecht zwischen den Eisenspitzen hinten stehend, während wir durch einen Haufen feinen Sandes hinaufgeschleppt werden, in welchem der Wagen fast bis an die Achse einsinkt. „Die werden auch bis morgen früh oben sein,“ sagte Einer. „D,“ schreit ein Anderer; „der Berg wird schon warten; siehst Du denn nicht, daß es Engländer sind?“ Derlei Redensarten trugen nun eben nicht dazu bei, uns zu ermuthigen; wir wurden des Stichelns bald überdrüssig, stiegen aus und machten uns auf die Beine.

Während wir so aufwärts stiegen, fühlten wir uns etwas getäuscht, weil die eigenthümliche Form des Berges uns verhinderte, die Spitze desselben mit ihrem großartigen Feuer zu sehen. Von Keapel aus sah man dieses bei Weitem besser; es wäre also gescheidter gewesen, dort zu bleiben. Doch wir waren nun einmal so weit oben; noch eine kleine Anstrengung mehr und wir sollten sehen, was wir zu sehen wünschten. Rund um uns her warfen Fackeln ihren grellen Schein und in einem Lichtmeer mit Wolkenrauch gelangten wir zur Einsiedelei. Dort war ein Schauspiel voller Beschäftigkeit und Durcheinander. Hunderte von Fuhrwerken von jeder möglichen Form waren hier beisammen, während ihre zeitweiligen Insassen

und Dranhänger sich über den Berg hin verbreitet hatten und theilweise einen holprigen Pfad in der Richtung nach dem Gipfel hinauffletterten. Wir folgten dem Strom der Menge über die mit Lavastücken bedeckte, hell erleuchtete Fläche. Der ganze Gipfel war jetzt sichtbar, Alles mit seinem röhlichen Lichte umstrahlend. Er sah aus, wie ein ungeheurer Riese, die ganze Seite von Wunden zerrissen, aus denen sein innerstes Herzblut ausströmte. Zuweilen schoß der obere neue Krater Steine und Feuerflammen hervor, welche, wie sie so in Zwischenräumen emporstiegen und niederfielen, an die Thätigkeit einer Esse erinnerten. Dann quoll wieder die Lava aus den Kratern hervor, in zwei getrennten Strömen niederfließend, welche sich unten vereinigten und später in dem Thal zwischen Sonnora u. dem Vesuv verloren. Das Geheimniß ihres Laufs zu ergründen, war das große Ziel unserer Neugier und so drängten wir uns durch die Masse der Gehenden und Kommenden, bis wir einen deutlichen Ueberblick hatten und den Feuerstrom sich scharf nach links wenden sahen.

Wir schritten jetzt über ganz friße Lava. Erst die Nacht vorher hatte sie der Berg aus seinen Eingeweiden herausgewühlt. Sobald wir einige der oberflächlichen Schlacken wegstießen, hatten wir das glühnde Feuer unter unsern Füßen, so daß wir unsere Cigarren daran antrocknen konnten. Darauf geworfnes Papi r oder andere entzündliche Stoffe verbrannten mit heller Flamme. Die Masse war für den Augenblick in's Stocken gerathen; aber wie, wenn sie sich plötzlich wieder in Bewegung setzte? Es bedurfte nur eines ein klein wenig stärkeren Druckes von der Quelle aus und wir hätten unsere letzte Reise gemacht. Und wirklich kam der Strom noch in jener Nacht wieder in Fluß. Stille zu stehen darauf war wegen der übergroßen Hitze und des starken Schwefelgeruches unmöglich; auch ohneties hielt uns die Rücksicht auf unsere Stiefel und Hosen in Bewegung. Trotzdem mußten wir bald die ersteren in Verzweiflung aufgeben; die Hosen zogen wir auf bis zu den Knien, aber nur um ein weiteres von den vielen Uebeln, denen alles Fleisch unterworfen ist, herbeizurufen, denn nun wurden unsere Waden geröstet. Trotz alledem vorwärts, vorwärts über Feuer aushauchende Spalten, über glühende Feuermassen in weitem Sprunge, von einer Schlacke zur andern setzend, wie Katzen mit Rußschalen an den Füßen, bis wir vor dem eigentlichen glühenden Lavastrome uns befanden. Eine unbeschreibbare Grenzscheide trennte uns nur davon; es sah aus, als habe die Natur in einer ihrer Launen die ganze Schlackenmasse in zwei, indeß kaum zu unterscheidende Theile getrennt.

Wo die Oberfläche einen Augenblick in Ruhe kam, wurde sie gleich schwarz, wie Kohle; auch die Schlacken bekamen Aehnlichkeit mit abgeschwefelten und gut ausgebrannten Steinkohlen; das Geräusch der übereinanderrollenden Schlacken war vollkommen dem ähnlich, welches das Ausschütten einer Ladung Kohle macht, nur war dasselbe hier anhaltender;

Knisternd, krachend und knarrend fahren sie durch- und übereinander, bis sie irgend einen Haltpunkt an einem Abhänge fanden.

Wir konnten nicht weiter vor uns sehen, als etwa 40—60 Fuß; aber dennoch war die Größe des Schaupiels über alle Beschreibung erhaben. Ein großer Lavaberg hob sich allmählig bis zu einer Höhe von fast hundert Fuß, indem sich der Druck mit jeder neuen von dem entfernten Krater ausgestoßenen Masse vermehrte. Zuletzt konnte sich das Ganze nicht mehr im Gleichgewicht erhalten; kleine Stücke fielen ab; ein feiner Sand quoll hervor, dann trennten sich größere Massen, dem Anschein nach die Mündungen eben so vieler Defen öffnend, welche einen blendenden Feuerschein und eine versengende Hitze ausstrahlten. Endlich überstürzte sich die ganze Masse und fiel in den Allgrund zurück. Wohin sie ging oder welchen Weg sie überhaupt weiter nahm, blieb dem Auge verbergen. Ein fortwährend aufsteigender dicker schwarzer Rauch verwirklichte die lebhaftesten Beschreibungen, welche je Dichtkunst und Malerei von der Hölle geliefert haben. Der Gedanke an diese wurde nicht wenig unterstützt, wenn man in einiger Entfernung stand und die am Grunde des Allgrundes sich bewegenden Gruppen beobachtete. Alle Umrisse zeichneten sich deutlich auf dem schwarzen Rauch ab und im Widerscheine des rothen Lichte erschienen diese beweglichen Gestalten als die zu dem Ganzen gehörenden Dämonen. Manche von ihnen erwiesen sich freilich als höchst seltsame Höllengesichter und waren sehr ungeistig beschäftigt, denn einige kackten Eier oder zündeten ihre Cigarren an, oder rissen Lavastücke los und ließen Kupfergeld von der Gluth schmelzen. Andere hatten Körbe mitgebracht voller Schinken und Löhner und ähnlicher Artikel, und sich damit hinter Schlackenhausen von einigen Centnern niedergelassen. Wieder Andere wechselften hinter Aschenbügeln ihre Hemden, um sich von der Hitze des Bergsteigens a'zulühlen; der Neapolitaner vernachlässigt nichts weniger, als diese Vorsicht. Noch Andere unterhielten sich über einer frugalen Akerdmahlzeit. Einige Wenige endlich in unserer Nähe schien ein tieferes Gefühl zu beseelen, denn sie riefen beim Anblick der wunderbaren Vorgänge vor ihnen einmal über das andere Mal: „Das ist die strafende Gerechtigkeit Gottes! Das ist die Zuchtruthe Gottes!“

Neapolitaner sind, wenn in größerer Zahl zusammen, immer lärmend; was auch die Ursache ihres Zusammenkommens sein mag, Lachen, Singen und Jauchzen gibt es immer genug.

„Birra! Birra! Wer will Bier haben?“ schreit eine tiefe Bassstimme.

„Frisches Wasser, Signore?“ frägt ein Tenor, mit seinen Bechern rasselnd. „Mit oder ohne Wasser, Signore?“

Der Pomoranzenverkäufer und der Händler mit seinem Backwerk machen ebenso unaufhörlich die Runde; als der Letzte, obgleich nicht der Unbe-

deutendste, kommt der Lavastücken-Verkäufer, welche er für dreißig Gran jedes freigebig ausbietet.

„Dreißig Gran? Ihr seid wohl verrückt, guter Bursche?“

„Schön, was will der Signore geben?“

„Fünf Gran.“

„Fünf Gran! Dann gehen Sie selbst nach dem Krater und setzen sich der Gefahr aus, welcher ich mich ausgesetzt habe. Fünf Gran, wirklich!“

Wir gingen weiter. Gleich schrie unser Held uns nach: „Nehmen Sie es für fünf Gran, der Freundschaft wegen. Und möchte der Signore nicht nach dem Krater hinaufgehen?“

„Wie, Sie haben uns doch eben erst selbst gesagt, daß es so gefährlich sei?“

„Si—Signore, ohne meinen Beistand würde es das allerdings sein. Aber ich weiß einen Pfad über die Lava und kann Sie sicher führen.“

Verschiedene Parteen in unserer Nähe besprachen denselben Plan. Einige wollten schon vorwärts, Andere widersetzten sich dem Vorhaben. Mehre Personen waren schon durch ein Umschlagen des Windes, welcher sie plötzlich in Wolken schwefligen Rauches hüllte, zurückgetrieben worden. Fortwährend öffneten sich neue Krater und eine plötzlich vor den Füßen hervorsprudelnde Feuergarbe war sicherlich nichts Angenehmes; dann war auch die Kruste des Berges so dünn, daß die ganze Oberfläche jeden Augenblick einbrechen konnte. Gleichwohl wurde der Handel abgemacht und voran ging es über ein rauhes Lavabett, etwa eine Meile weit aufwärts. Wir stolperten und wälzten uns förmlich über Schlackenhaufen, kamen jedoch allmählig höher, bis sich die großartige Scene in ihrem vollen Glanze vor uns öffnete. Zu unserer Linken, zwischen uns und dem Berg Conora, welcher im Widerschein des Lichtes strahlte, floß ein Lavastrom nach der Stelle hin, die wir kaum verlassen. Uns rechts wendend, bis wir den Fuß des eigentlichen Kegels erreichten, gewahrten wir zwei Lavaströme, an dessen Seiten niederfließend und sich unten mit der großen Feuermasse vereinigend. Es war ein beschwerlicher Weg durch Feuer und Asche; wir sanken ein bis an die Knie in den ausgebrannten Massen. Glücklicherweise war der Wind hinter uns, im andern Falle wäre uns die ganze Beschierung von rothglühenden Steinen auf die Köpfe gekommen.

Nach manchen Anstrengungen standen wir endlich am Rande des thätigsten unter den neuen Kratern. Wie viele deren vorhanden sind, läßt sich unmöglich angeben. Jeden Tag kommen andere Berichte darüber; nicht zwei Leute sehen den Berg in derselben Gestalt, so sehr verändert er sich unaufhörlich. Man spricht von vier, sieben, zehn, selbst zwanzig Kratern. Am richtigsten ist es, zu sagen, der ganze Berg ist von Kratern und Spalten durchlöchert, wie ein Sieb. Der Fremde ist nie sicher, daß nicht unter ihm die Erde sich aufthue und ihn verschlinge. Eine Partie von

Befuchern beobachtete eine kreisende Bewegung bei der Erde entsteigendem Rauch, welche bis zu einem Wirbelwind von Rauch, Staub und Feuer anwuchs, worauf die Erde sich frachend öffnete, so daß die Nahestehenden kaum Zeit zur Flucht hatten. Eine spanische Familie kam durch ein ähnliches Ereigniß in die größte Gefahr. Doch mochte kommen, was wollte, wir waren einmal da und standen dicht neben dem Krater.

Die Lava strömte über die Seiten desselben, wie eine Flüssigkeit, welche einer Tasse überläuft. Sie erschien hier reiner und flüssiger, als in dem Strome weiter unten, was sich wohl daraus erklären läßt, daß sie, grade aus dem Innern kommend, der Einwirkung der Luft noch nicht ausgesetzt gewesen war. Andere Zuflüsse kamen mehr von der Hinterseite des Berges; aber nur zwei eigentliche Ströme flossen in das Thal hinunter und gewährten einen überaus herrlichen Anblick. Sie stürzten sich den ziemlich steilen Abhang hinunter, wie eine Wasserfluth, die Oberfläche von leichten, wellenförmigen Erhebungen bedeckt. Nahe am Fuße des Hügels vereinigten sie sich und flossen dann weiter in einem großen Strome, — mit Worten läßt es sich gar nicht wieder geben, — bis die ganze Masse wieder über einen Abhang rollte. Von unserm Standpunkte aus hatten wir einen Ueberblick des ganzen Laufes dieses Stromes, bis er sich unten verlor; der feurige Halbkreis, welcher uns theilweise umgab, wird nie meinem Gedächtnisse entschwinden.

So viele Schlände, geöffnet oder sich öffnend, waren um uns her, daß sich unsere Aufmerksamkeit unter denselben zerstreute. Einige zischten und rauchten, andere sandten Flammen aus, noch andere warfen Steine, obwohl nicht sehr große, zu einer bedeutenden Höhe empor, von denen einige auf uns niederfielen. Das Geräusch an der Oberfläche des Berges war wie von vielen in Thätigkeit sich befindenden Essen. Tiefer in den Eingeweiden des Berges tönte es wie eine fortwährende entfernte Kanonade, während der Boden unter uns zitterte, als wollte jede neue Anstrengung ihn aufreißen. Dennoch lag im Ganzen ein unwiderstehlicher Zauber. Wir standen da an dem siedenden Kessel, wie ein Vogel, gebannt von dem Auge der Schlange. Es sah wirklich aus, wie ein kupferner Kessel, indem der Rand des Kraters in rother Gluthitze strahlte. Im Hintergrunde lagen große Massen schwärzlicher Wolken, voll schwefeliger Dünste und allem dem Menschenleben Schädlichen und Vernichtenden, aufgethürmt gegen den Himmel. Ein Wechsel des Windes hatte sie zurückgetrieben und drohend hingen sie jetzt in der Entfernung. Wäre ein anderer Windwechsel in dieser unbefländigten, launischen Nacht eingetreten, so wären wir unfehlbar todt auf dem Plage geblieben.

Beim Hinabsteigen blickten wir beständig zurück nach dem erhabenen Schauspiel. Seither hat man den Berg nicht weit von der Einsiedele. durch eine Soldatenlinie abgesperrt, über welche Niemand hinaus darf

Der Grund ist überall durchlöchert; der ganze obere Theil des Berges mit Einschluß des Kegels und dessen nächster Umgebung, sieht aus wie ein Schwamm oder Sieb. Die Kruste bricht Einem beständig unter den Füßen und man erwartet den Einsturz jenes ganzen Theiles. Die unmittelbaren oder entfernteren Folgen eines solchen Ereignisses lassen sich in keiner Weise voraussagen. Die Zerstörung und der Jammer, den es mit sich bringen wird, das veränderte Aussehen der Gegend, ein See, wo jetzt noch eine malerische Kuppe ist, der mögliche Wechsel im neapolitanischen Klima, wenn dieses Bollwerk gegen die Ostwinde abgetragen sein wird, Alles dies sind tis jetzt bloße Hypothesen. Unterdessen verbreitet die Lava weit und breit Zerstörung über die untern Theile des Berges, über lachende Weinberge und duftende Bohnenfelder, Landhäuser und Paläste in feuriger Umarmung zermalmend und die Bewohner eines volkreichen Distrikts mit Schrecken und Bestürzung erfüllend.

Auf dem Rückwege trafen wir den König mit seiner Familie, von Wachen umringt, in grellem Fackellicht. Es war fast vier Uhr Morgens, aber dennoch gaben Zehnttausende von Menschen, kommend und gehend, dem Ganzen das Ansehen einer Ausstellung. Fast schienen noch mehr Weiber und Kinder, als Männer da zu sein. Ganze Haufen des schönen Geschlechts waren da ohne alle Begleitung, unzählige Kinder auf den Armen. Kurzum, Alles war schier verrückt geworden; — und das ist kein Wunder, denn das Schauspiel war äußerst großartig, aber auch äußerst fürchterlich.

Welch ein Gegensatz, als wir den Flammen den Rücken wandten und den Berg wieder hinunter krabbelten! Der Mond, welcher für uns die ganze Nacht nicht vorhanden gewesen, begann jetzt seine Macht geltend zu machen. Seine matten Strahlen fielen über das Meer und hauchten der herrlichen Küste eine Art geisterhaften Lebens ein. Weit in der Entfernung tauchten einzelne Inseln auf.

Mit der anbrechenden Dämmerung erreichten wir Portici und näherten uns dem Karmin. Hier und da hatte ein Kaffeehaus seine Thüren bereits geöffnet und ungewaschene, ungelämmte Aufwärter in Pantoffeln brachten die dampfende Tasse voll schwarzen Kaffee's den schläfrigen Gästen. Die Sambuca- und Liqueurbuden waren auch schon auf den Beinen; warum sollten sie auch nicht ihre flüssigen Feuer so gut austheilen, wie der Berg? In dem graulichen Tagesdämmer wurden eben die kleinen, weißen Segel sichtbar, welche Fische zum Frühmarkt bringen und so erwachte nach und nach jeder Theil in dem Gedränge des menschlichen Lebens.

H.

## An den Niagara-Fällen.

Als der prächtige Dämpfer „Queen of the West“ den Hafen von Cleveland verließ, leuchtete in der Ferne die letzte Spur des Gewitters. Der ganze Tag war eine Reihe von Wettern gewesen, aber am Abend schwieg der Donner und nur fern am Horizont lag noch eine schwarze Wolke, dann und wann von Blitzen durchkreuzt. Sonst war der Himmel rein und die Sterne blickten freundlich nieder. Der schöne See war schöner, wie jemals, und eine durch die Gewitter erfrischte, balsamische Luft wehte um das Schiff.

Da konnte man sich da nun wohl zu einer behaglichen Stimmung verstellen. Die Last und Sorgen des Geschäftes drücken immer, sie mögen groß oder klein sein, und wir müssen sie von Zeit zu Zeit abschütteln, damit wir mit uns selbst einmal wieder Zwiesprache halten, und mit uns selbst wieder Freundschaft schließen. Diese Ruhepunkte im Leben sind um so nothwendiger, je schneller die Wogen des Lebens sich hier drängen und vorantreiben.

Der letzte Blitz, der fern am Horizonte zuckte, sollte mir ein gutes Omen sein. Wann schwindet die letzte Wolke, wann grollt der letzte Donner in unserem Leben? Freilich, wenn es im menschlichen Herzen gewittert, dann wird es nicht so leicht wieder still.

Eine Dampfschiffahrt auf dem See ist ein Stück Poesie. Die Nacht, die See und die Sterne, ist das nicht genug zum Gedichte?

Als wir am andern Tage uns Buffalo näherten, lag ein dichter Nebel um das Schiff, so daß wir mit der größten Vorsicht fahren mußten. Endlich kam „ein fernes Nebelbild, die Stadt mit ihren Thürmen, in Dämmerung gehüllt;“ wir sagten dem freundlichen Kapitän Lebewohl und bald waren im Gewühle der Stadt die nächtlichen Phantasien vergessen.

Was wir hörten und sahen, es waren die gewohnten, leidigen Dinge. Das Temperenzgesetz, diese langweilige, politische Mißgeburt, der man kaum irgend eine interessante Seite abgeminnen kann, bildete unter den Deutschen natürlich das erste Thema der Diskussion. Uebrigens ist dies Gesetz in Buffalo ein tochter Buchstabe. Die Nichtwähler sind in Buffalo ziemlich still; die letzte Richterwahl, auf welche die Deutschen Buffalo's noch jetzt mit Stolz zurückblicken, hat die Mitglieder der nativistischen Logen wohl zum Schweigen gebracht. Ueberhaupt scheint die Bevölkerung Buffalo's voranzugehen; es wird wenig Hunkerei mehr getrieben und die Seward-Partei ist auch unter den Deutschen dort stark vertreten. Buffalo hat fast 30,000 Deutsche; wie viele Intelligenz und Geselligkeit könnte eine solche Bevölkerung hervorbringen!

Nun zu den Fällen! Ich kann es nicht verhehlen, daß mich jedes-



mal, wenn ich mich diesem großen Anblicke nähere, eine gewisse Beklemmung überfällt. Der Genuß dieses Naturschauspiels ist eine so seltsame, wunderbare Ausnahme von dem amerikanischen Leben, daß man in Gefahr kommt, das Gleichgewicht zu verlieren, das Niveau der Gewöhnlichkeit, das allein zu den amerikanischen Zuständen paßt. Es fällt ein Strahl von Glück und Poesie in unser Herz, der uns zeigt, wie leer und öde es darin aussieht. Der Unterschied zwischen dem Leben, das wir führen könnten und sollten, und dem Leben, welches wir wirklich führen, drängt sich mit überstärkendem Gewalt unserem Bewußtsein auf; wir empfinden eine Abnung davon, wie groß, frei und glücklich das Menschengeschlecht leben könnte, und sehen, daß die traurige Langweiligkeit, in der man jetzt dahin lebt, nicht nur ein Unglück, sondern auch ein Verbrechen ist. Doch was soll man sich solche trübe Vorstellungen machen! Einen Tag, eine Stunde, eine Minute zu genießen, ohne Sorgen, ohne Vergleichen, ohne Erinnerungen, ja, fast ohne Gedanken: dies ist der Gewinn, den man von einem Aufenthalte an den Fällen hat, und wer sich hier nicht zu einem solchen lichten Augenblicke hinreißen lassen kann, der ist gewiß für die Freude unrettbar verloren.

Das Rauschen der Stromschnellen, vermischt mit dem tiefen, klangvollen Donner des Falles in der Ferne, ist die Ouvertüre, welche uns zu dem großen Drama vorbereitet. Man kann diese Musik mit den ersten Accorden in der Ouvertüre zu Don Juan vergleichen, so massenhafte und gewaltig ist sie. Wir gehen über den schmalen Steg, der zur Insel führt, und befinden uns sofort in einem frischen, jungfräulichen Urwalde; hochstämmige Eichen, breite Buchen, Zuckerbäume, Cedern prangen im frischesten Grün, und ein dichtes Unterholz versperrt den Weg. Wenige Schritte führen uns in ein Dickicht; wir sind einsam, wie im Urwald des fernen Westens, und kein Laut der Civilisation schlägt an unser Ohr. Das ist ein köstliches Schweigen. Aber rings umher rauscht es und wogt es in tiefen, mächtigen Tönen; wie eine Orgel klingt es, ernst und feierlich, so daß wir andächtig lauschen. Wir spähen umher; eine weiße Wolke sehen wir durch das Laub der Bäume schimmern; wir gehen darauf zu; bald bildet sich ein glänzender, prächtiger Regenbogen in der Wolke; die Musik wird lauter und gewaltiger; es flimmert, wie Silberschein durch den grünen Wald; wenige Schritte noch und wir stehen am Rande des Cataracts, ein Abgrund gähnt unter unsern Füßen, Wolken, weiße, silberne Wolken umschweben uns, und donnernd stürzen die Wassermassen zu unsern Füßen herunter. Betroffen, verwirrt stehen wir da; die Brust ist wie zugeschnürt; wir können kaum athmen. Es ist, als zöge es uns mit den silbernen Wellen hinab in den tiefen Abgrund, wo die grünen, Wellen uns verführerisch anlocken.

Das ist eine andere Offenbarung des großen Geistes in der Natur, wie der Donner auf Sinai oder das Erdbeben auf Golgatha. Das ist ein anderes Lied, als jenes, welches die Loreley von den braunen Felsen des Rheines herabsingt. Das klingt anders, wie die Elfenlieder des Sommer-nachtstraums, wie das Läuten der Blumenglocken und das Flüstern des Windes. Wenn der jüngste Tag kommt und unser Erdball aus seiner Bahn herausgeschleudert wird, dann wird es ein ähnliches Lied und eine ähnliche Scene geben.

Aber so niederdonnernd und gewaltsam das Schauspiel auch ist, so hat es doch auch seine freundlichen, milden und beruhigenden Scenen. Der frische, grüne Wald, die tausend Blumen, die fed und verwegen am Rande des Abgrundes wachsen; die gefälligen, behaglichen Landsitze, Parks, Gärten, Weinberge am andern Ufer; unten der ruhige, tiefe Strom, der majestätisch dahinwallt; der klare, wolkenlose Himmel drüben; endlich der Regenbogen, der sich von einem Falle zum andern herüberwölft, das uralte Sinnbild des Friedens und der Versöhnung: Alles dies stimmt uns ruhig und heiter und erlanbt uns behagliches Betrachten und Genießen. Wir ordnen die einzelnen Elemente des Schauspiels zu einem einheitlichen Ganzen zusammen; wir finden, daß Alles trefflich zusammenpaßt, und ein schönes, harmonisches Bild prägt sich mit unauslöschlichen Zügen unserer Phantasie ein.

Der Unterschied zwischen der Canada-Seite und dem amerikanischen Ufer scheint mir jedes Jahr auffallender zu werden. In Canada sind freundliche Anlagen, hübsche, eingefriedigte Wälder, schöne Landhäuser, Weinberge und Gärten, lauter Erinnerungen an Europa, an die behaglichen Parke Altenglands oder an die reizenden Villa's am Genfer See. Unter Anderem bietet das Clifton-House einen Aufenthalt, so elegant, bequem und reizend, daß sich hier selbst ein in der Fülle des europäischen Luxus aufgewachsener Mensch zufrieden fühlen kann. Aber das amerikanische Ufer bietet nicht solche Annehmlichkeiten. Die Uferwege von Niagara Falls zu Suspension-Bridge entbehren aller künstlichen Nachhülfe, so daß, wenn man an diesem Ufer einen Spaziergang machen will, man fast im Besten thut, über die Schwellen der Eisenbahn zu stolpern. Große, ungeheure, kasernenartige Hotels, denen jeder ländliche Anstrich, jede freundliche Gartenumgebung fehlt, liegen in Niagara-Falls zusammengehäuft, und es ist dasselbe steife, eckige Leben dort, wie überall in den amerikanischen Hotels. Wer sich nicht in diesen großen Kasernen einquartieren, wer keinen behaglichen Aufenthalt durch ein gemüthliches deutsches Leben verschönern will, thut wohl, an den großen amerikanischen Hotels in Niagara-Falls vorbeizugehen, und in Teuscher's Badehaus einzufehren, wo wirklich ein Stck deutscher Heimathsluft weht, und man in den trefflichen Wellenbädern schnell die Verdrießlichkeiten des amerikanischen Businesse-

bens abwäscht Wenn man grade Glück hat, findet man dort eine interessante, liebenswürdige Gesellschaft zusammen; wer zufällig in Niagara-Falls Freunde zu finden hofft, findet bei Teuscher's ein treffliches Rendez-vous. Leider scheint das Temperenzgesetz, das in vielen kleinen Städten New-York's, und so auch besonders in Niagara-Falls, mit der größten Strenge enforcirt wird, dem Wohlstande des eben erst aufblühenden Fleckens bedeutend zu schaden und den ganzen Verkehr der Canada-Seite zuzuwenden. Die Nüchternheit der Amerikaner ist wirklich trübselig. Selbst am Niagara keinen Wein; selbst hier nur Wasser, wo doch Alles umher Gluth und Pracht, Leidenschaft, Aufregung und Begeisterung ist, wo Alles zum Champagner und zum tiefinnigen, feurigen Rheinwein paßt.

Dort drüben unter der Herrschaft der Viktoria und des verrätherischen Palmerston, dort ist keine Sklaverei, kein Temperenzgesetz, keiner von allen unsinnigen Mißbräuchen, welche uns in der glorreichen Union Schritt für Schritt folgen. So hört man vielfach rühmen, und manches mißvergnügten Mannes Auge wendet sich nach Canada. Und in der That, wenn man keine anderen Vergleiche zwischen Monarchie und Republik hätte, als die Unterschiede zwischen Canada und den Staaten der Union, so sollte man sich wirklich die kleine Königin und den langen Albert gefallen lassen. Aber nur nicht so hastig geurtheilt. Dort im Wirthshause an der Suspension-Bridge sieht man einzelne vertrackte Gesichter, militärische Physiognomien, die freilich mehr an den Spieltisch und an die Taverne als an das Schlachtfeld erinnern; ohne daß man sie fragt, weiß man schon, wer sie sind und was sie wollen. Werbung nach der Krim, bei diesen Worte schwinden alle Illusionen, die man vor der glorreichen englischen Regierung hat, und wir entsetzen uns über den Urath verfaulter aristokratischer Institutionen.

Der Gang von Table Roc bis zur Hängebrücke auf der canadischen Seite ist einer der reizendsten Spaziergänge auf der Welt. Jeden Augenblick verändert sich die Ansicht, aber immer ist sie groß, bedeutend, interessant. Der Donner des Falles begleitet uns auf dem ganzen Wege, und unter zahlreichen Schaaren von Besuchern fliegen stolze Equipagen hin und her. Da ist manches niedliche Ding, manche stolze, imposante Figur, deren nähere Bekanntschaft man wohl zu machen wünschte. Aber den andern Tag ist Alles verändert; neue Gesichter und Figuren zeigen sich, und nach allen Richtungen hin ist der Schwarm der gestrigen Besucher zerstreut. Hier ist ein ewiges Kommen und Gehen, wie in einem Bienenstock; die Menschen drängen sich hier einander fort, wie eine Welle die andere den schäumenden Fall hinunterdrängt. Und trotz alles Wechsels ist eine große Monotonie des hiesigen Lebens; es ist, als ob die gesellschaftlichen Genüsse nur deshalb fehlten, damit der Mensch sich ganz allein mit der

großen, gewaltigen Natur unterhalten soll, die keine Zerstreuung und keinen Nebenthrler duldet.

Und doch möchte ich Niemandem rathen, allein die Fäße zu besuchen. Solche große Erscheinungen bleiben unverstänblich, wenn man Niemanden hat, dem man seine Empfindung mittheilen kann, an dessen Begeisterung sich die eigene Begeisterung entflammt, wenn man keinen Zeugen seines Glückes hat. Man möchte so gern Denen, die man liebt, dem alten Vater in der Heimath oder sonst wem, das schöne Schauspiel zeigen; man möchte so gern den eigenen Jubel von Andern getheilt wissen und den ganzen Reichthum der Begeisterung in die Scheidemünze geflügelter Worte umtauschen, um Allen Etwas davon geben zu können: aber man findet kein Echo, man sieht, man staunt, man bewundert, man ist entzückt, aber man verschließt den Eindruck in sich selbst und bleibt stumm.

Ich empfehle Jedem, der zu den Fäßen reist, dieselben zuerst vom canadischen Ufer aus im Großen und Ganzen zu betrachten, und erst nachher an das Einzelstudium auf der amerikanischen Seite zu gehen. Niemals sah ich den Fall so schön, wie diesmal. Ein heller, heißer Sonntag brachte alle Gluth und Farbenpracht des Schauspiels zur Erscheinung. Von dem amerikanischen Fäße wölbte sich ein brillanter Regenbogen bis zum Hufeisenfall, und bildete mit den Felsen zu beiden Seiten ein großes Thor, durch welches die Wassermassen in den Abgrund stürzten. Es war ein vollständig abgerundetes, abgeschlossenes Bild, die grüne Insel zwischen den Fäßen, die Felsen zu beiden Seiten, die Wolke drüber, der tiefe, grüne Fluß unten, Alles paßt zusammen, als wenn es die Meisterhand eines Claude Lorrain oder Salvator Rosa zusammengesügt hätte. Und trotz dieser vollendeten künstlerischen Anordnung des Ganzen scheint es mir doch, als wenn man den Fall nicht malen könnte. Wie kann man eine so unendliche Bewegung malen? Wer möchte diese ewige Ruhe im ewigen Wechsel, die stete Gleichförmigkeit bei der rastlosen Veränderung bildlich wiedergeben? Kann man das Leben malen und zugleich den Tod? Und nun dazu der Donner, der das große Bild dem Ohre mittheilt, die Gemüthsbewegung, die man dabei empfindet, das tiefe, geheime Grauen und die hohe, unendliche Lust, — kann man das malen? Ich glaube, der beste Maler schadet sich, wenn er sich an ein solches Object wagt.

Der Weg von Table Roc bis zur Hängebrücke auf canadischer Seite ist sehr angenehm und führt fortwährend bei hübschen Anlagen, grünen Wäldern u. dergl. vorbei. Lange schon vor der Ankunft sieht man das Riesenwerk leicht, wie eine Linie, wie ein Gedanke, über dem Abgrunde schweben, und selbst wenn man an der Brücke steht und die starken Thürme sieht, die riesigen Steinblöcke, in welchen die Flaschenzüge der Seile eingemauert sind, die mächtigen Seile, so verliert doch der ganze Bau nicht

an Leichtigkeit und Eleganz; man glaubt, eine leichte Federzeichnung zu sehen, von keiner Phantasie diktiert. Aber dies ist kein Phantasiebild, sondern eine Thatsache, welche Jahrhunderte überdauern wird, ein Bauwerk, welches das wichtigste Glied in den Verkehrsmitteln Amerika's bildet, ein massives, kolossales Werk, das den gothischen Domen des Mittelalters an Dauer und Festigkeit nicht nachstehen wird. Der darüber laufende Frachtzug bringt an der Brücke keine merkliche Erschütterung hervor; er fliegt darüber, ohne daß die Seile ächzen und die Balken knarren; es ist nicht einmal das leichteste Zittern zu bemerken. Indem wir auf die technische Beschreibung der Brücke in unserer letzten Nummer verweisen, bemerken wir nur, daß Herr Köblein, der deutsche Baumeister dieses Wunderwerkes, schon den Platz verlassen hat, um neuen Unternehmungen nachzugehen. Es heißt, daß noch eine neue Brücke von Niagara-Falls nach dem Clifton-Hause, wie auch ein Tunnel unter dem Niagara gebaut werde; sollten diese Unternehmungen wirklich ausgeführt werden, so wird jedenfalls doch noch einige Zeit darüber verfließen. Die Hängebrücke ist jedenfalls ein neues Anziehungsmittel, um Fremde aus allen Gegenden der Welt an diesen berühmten Platz zu ziehen, und steht als Kunstprodukt gewiß der großen Naturerscheinung des Falles würdig zur Seite.

An der Brücke liegt auf dem amerikanischen Ufer ein Dorf, das durch die Cholera im letzten Jahre auf eine traurige Weise bekannt geworden ist. Es besteht aus einzelnen Hotels und einer Menge von Arbeiterhütten, und unterscheidet sich auf eine unangenehme Weise von den behaglichen wohlhabenden Gebäuden des canadischen Ufers. An einem solchen Platze, wie Niagara-Falls, sollte Alles glänzend und festlich aussehen; Marmor und Bildhauerkunst sollten mit der Natur wetteifern, und die Menschen, wie die Gebäude immer Festkleider tragen.

Wenn man nun nach einer solchen Wanderung von mehreren Meilen am heißen Sommertage nach dem Hotel zurückkommt, dann fühlt man, erschöpft und durstig, daß das Temperenzgesetz wirklich seine sehr unangenehmen Seiten hat. Nun, wir haben doch wenigstens Ersatz in trefflichen Wellenbädern, die dem Körper alle Frische und Elastizität zurückgeben.

Der Abend kommt und mildert die Hitze des Tages. Die Besucher verlassen nach und nach die Insel und von den Balkonen der Hotels ertönt eine klägliche Musik, die eher zu allem Andern, wie zum Jubel und zumalle einladet. Wir denken, wenn dieser Ort in Deutschland wäre, wie anders würde es sein; welche Menge von geselligen Genüssen würden uns zu Gebote stehen! Wir würden am Ufer des Stromes eine heitere Gesellschaft bei Musik und Tanz finden; die Theater luden zum Don Juan und Sommernachtstraum ein; Gemälde, Statuen, Fontainen, und vor Allem fröhliche, glückliche Menschen wären um uns her, und des Jubels wäre kein Ende. So bleibt uns aber nichts übrig, als zurückzuge-

ben auf die einsame, verlassene Insel, in den dunkeln, gespenstischen Wald. Mühsam suchen wir uns über Baumstämme und durch das Gesträuch den Weg; kein Laut tönt uns entgegen, als der ewige Donner des Falles. Am Ufer angekommen sehen wir den Fall kaum; nur eine finstere Wolke wogt um uns her, und der Wasserstaub neigt unsere Stirn. Aber druben am andern Ufer sehen wir eine prächtige Illumination; das Cliftonhaus mit Gärten und Nebengebäuden ist erleuchtet und gewährt, von der Ferne gesehen, einen wirklich feenhaften Anblick, der zu dem düstern Abgrunde vor uns einen seltsamen Contrast bildet. Einzelne Lichter am andern Ufer lassen sich kaum von den Sternen, die hier und da durch die schwarzen Wolken hervorscheinen, unterscheiden. Wenn wir in die Tiefe hinuntersehen, können wir kaum den Wasserspiegel unten erblicken; wir sehen durch die Nacht hindurch nur eine weiße, unbestimmte Masse, nebelhaft und undeutlich, hin- und hervogeln. Es ist ein verworrener, widerspruchsvoller, wilder Anblick, der das Gemüth mehr verwirrt, wie erfreut.

Aber seht, langsam hebt sich der Mond hinter der schwarzen Wolke empor, und Alles gewinnt Klarheit und Bestimmtheit. Wir sehen die Umrisse, die Hügel und Gebäude am andern Ufer; die Felsen stehen im weißen Lichte, wie Marmorwände da; tief zu unsern Füßen glänzt der silberne Strom; die niederstürzenden Wellen scheinen aus blühenden Diamanten zu bestehen, und die Wolke, die aus dem Abgrunde aufsteigt, streckt ihre Arme, wie ein riesiges Gespenst nach uns aus. Die hellen, prächtigen Farben des Tages sind erloschen; selbst die Bäume um uns her haben ihr frisches Grün verloren. Es ist das Reich des Todes, in dem wir uns befinden; die tausend Wellenstimmen, die aus dem Abgrunde hervorklingen, locken uns hinunter. Wir glauben, Faust's Stimme unter uns zu hören, wie er uns zuruft: „In's Nichts dahin zu fließen;“ Manfred steht neben uns oben auf der Felsenklippe und lacht uns höhnisch entgegen; der Felsen scheint unter unsern Füßen zu wanken; es ist der Moment, der jedem Menschen einmal in seinem Leben kommt, wo der Dämon uns verjucht. —

---

### Aus der nächsten Nähe.

(Eine kleine Erzählung.)

---

Unter allen besuchten und berühmten Plätzen am Niagara-Fall ist mitr keine Stelle lieber und vertrauter geworden, als jene kleine Insel, die an dem amerikanischen Falle wenige Schritte von dem Abgrund liegt.

Dort saß ich oft zwischen den Blumen und Gräsern, die am Rande des Abgrundes wachsen, und schaute den scherzenden, hüpfenden Wellen zu, die mit sanftem Gemurmel über die Felsen gleiten, nicht ahnend, welcher fürchterlicher Sturz ihnen bevorsteht. Mitten in den aufregenden, stürmischen Scenen, welche uns umgeben, herrscht hier eine freundliche, köstliche Ruhe; die Wellen plätschern, wie in einem kleinen Waldbach; kleine Inseln tauchen aus ihnen auf, mit dem frischesten Gras bedeckt; der wilde Wein bildet eine schattige Laube über uns und die Blumen spielen mit den Wellen, die hier noch glatt und ruhig fließen, aber wenige Schritte davon schon zu Wolken zerstäubt sind. Hier ist ein Platz, ruhigen, freundlichen Phantasien gewidmet; auch die kleine Blume, die ich hier bringe, ist an dieser Stelle gewachsen.

Meine Vorliebe für dieses Plätzchen schien von einer jungen Dame getheilt zu werden, welche ich hier oft bemerkte. Doch nicht allein durch diesen Zufall erregte sie meine Aufmerksamkeit. Es war ein allerliebstes kleines Wesen, schlank und flink, wie eine Gazelle, mit einer Taille, deren sich keine Tänzerin hätte schämen müssen, mit schwarzen Augen und Haaren, mit regelmäßigen Zügen voller Lebendigkeit und Anmuth. Sie hüpfte durch den Wald, wie ein Kolibri, und wenn ich sie in dem Gehölze verschwinden sah, dachte ich oft, sie wäre eine der Elfen, welche diese verzauberte Insel bewohnen.

Eines Morgens kam sie mit ungewöhnlicher Hast herangeeilt und fragte mich, ob ich nicht ein Taschenbuch gefunden habe, das sie verloren. Ich verneinte und suchte zum Ueberflusse noch einmal nach, aber vergebens. Das arme Kind weinte. Und das waren keine Thränen, die man über den Verlust einer Geldbörse oder eines werthvollen Gesenkens vergießt; sie weinte, als hätte sie das Geheimniß ihres Herzens verloren. Also auch Du hast schon Deinen Roman gelebt, dachte ich bei mir.

Zufällig kam ich auf die Spur des Taschenbuches. Am Nachmittage war ich auf der Canada-Seite, und sah in einer der dortigen Tavernen zwei Leute, die mich schon mehrmals interessirt hatten. Ein vierzigjähriger Mann, ziemlich abgelebt, dem Anscheine nach Militair mit einem Schnurrbart, der wie Borsten emporstand, dem Accente nach ein Vole, war in einer eifrigen Unterhaltung mit einem jungen Manne begriffen, dem ich wirklich besseren Umgang und bessere Verhältnisse gewünscht hätte. Denn der junge Mann hatte, obgleich sichtlich heruntergekommen, doch etwas Edles in seiner ganzen Erscheinung, und man sah beim ersten Blick den Unterschied zwischen seiner jetzigen Lage und seiner Vergangenheit. Seine jetzige Lage mußte trostlos sein, denn er unterhielt sich mit dem Gefährten, der wohl ein brittischer Werber sein mußte, über die Anwerbung in der Krim.

„Wozu noch die Bedenk'n?“ sagte der Pole mit einem tüchtigen Fluche. „Die rothe Jacke sitzt im Anfang unbequem, aber man gewöhnt sich nach und nach daran, besonders wenn einmal Epauletten dazu kommen. Was willst Du hier in Amerika machen? Schlecht genug ist es Dir schon gegangen. Der Weg zum Glücke liegt für Dich nicht in der Krämerbude, die man Amerika nennt. Versuch es mal anderswo. Komm an! Trink mir zu! Es lebe der Krieg und der Dienst Ihrer Majestät, der Königin Viktoria!“

Der junge Mann, — wir wollen ihn Carl nennen, — trank mit einem tiefen Zuge das Glas aus, aber es schmeckte ihm nicht. Sollte es schon so weit gekommen sein? fragte er. Sollte dies der letzte Zufluchtsort der Unglücklichen sein? O meine Jugend, meine Hoffnungen, meine Träume!

Der Alte schalt den Jungen einen sentimentalen Narren und suchte durch Trinken ihn auf andere Gedank'n zu bringen. Ich saß am offenen Fenster auf der Gallerie vor dem Zimmer, und konnte, ohne zudringlich zu sein oder zu lauschen, das ganze Gespräch hören. Es ging daraus hervor, daß Carl aus guter Familie war und eine sorgfältige Erziehung erhalten hatte. Aber die Revolution von 1848 verwickelte ihn, ehe er noch seine Universitätsstudien ganz vollendet hatte, in die politischen Ereignisse, und das Ende vom Liede war, wie gewöhnlich, die Schweiz, London und Amerika. Anfangs wurde Carl noch durch seine Familie oben gehalten, aber als durch mehrjährige Entfernung das Band der Liebe zwischen ihm und der Familie gelockert war, mußte er versuchen, auf eigenen Füßen zu stehen. Er ging nach Amerika, fand aber hier durchaus nicht, was er gesucht hatte. Er besaß gerade nicht die Kenntnisse, welche in der neuen Welt ihn an irgend einem Plage nothwendig machen konnten; er wußte sich auch nicht recht in die Verhältnisse zu schicken, kurzum, anstatt voran zu kommen, ging er immer mehr und mehr zurück, sowohl körperlich als geistig; er verwüstete immer mehr und mehr, und je elender seine Lage wurde, desto weniger hatte er Muth und Kraft, sich daraus zu erheben. Dies ist das Loos von Tausenden, unter denen Carl nicht der Beste und nicht der Schlechteste war.

Durch die Unterredung mit dem Polen wurde Carl immer trauriger.

„Besser,“ sagt er, „sich den Niagara hinunter zu stürzen, als sich zu diesem entehrenden Schritte zu verstehen. Dann kann man noch einmal Alles, was man im Leben Liebes und Gutes genossen hat, in der Erinnerung zusammenraffen und im Hinblick auf die große Dsentarung der Natur menschlich und männlich sterben. Wozu noch weiter den Weg des Elends hinunterschreiten? Ich bin schon tief genug gesunken.“

In solche und ähnliche Klagen brach der junge Mann aus. Der Werber schien darüber unwillig zu sein, denn er hatte ihn schon als eine



ihre Beute betrachtet. Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, zog er das verlorene Taschenbuch heraus und zeigte es Carl, ihm erzählend, wie und wo er es gefunden habe.

„Das muß eine sehr empfindsame Seele sein,“ sagte der Alte, „sehr verliebt, sehr unglücklich, sehr schwachend; ich möchte sie wohl kennen lernen, um sie zu trösten.“

Empört über die cynische Weise, in welcher sich der Graukopf ausdrückte, wollte ich hervortreten, und das Taschenbuch im Namen der unbekannteten Eigenthümerin zurückfordern. Da änderte sich die Scene in einer höchst unerwarteten Weise. Carl, der eine Zeitlang gleichgültig das Geschwätz des Alten angehört hatte, nahm das Buch in die Hand, und kaum hatte er einen Blick auf die Namensunterschrift desselben geworfen, so wurde er abwechselnd roth und bleich; er zitterte heftig und in seinem ganzen Benehmen gab sich die größte Aufregung kund.

„Wie kommt Ihr zu diesem Taschenbuche?“ rief er heftig, indem er den Namen anstierte, der auf dem Deckel stand.

Der Werber erzählte, daß er es auf der Insel gefunden habe. Carl wollte erst das Buch öffnen, aber er wagte es nicht; der Werber verlangte es zurück, aber Carl verweigerte es, indem er das Buch krampfhaft festhielt. Da trat ich hinzu, indem ich glaubte, auch ein Wort mitsprechen zu dürfen. Ich erzählte, auf welche Weise ich ein Recht hätte, das Buch zu fordern, ertot mich, dasselbe der Besitzerin zurückzugeben und den Finderlohn dem Alten im Voraus zu zahlen. Den Alten beschwichtigte ich durch das letztere Versprechen, aber Carl war unschlüssig; er starrte auf das Buch hin und wußte nicht, was er sagen sollte. Der Zusammenhang war uns natürlich Allen kein Räthsel mehr; es war in der That eine peinliche Scene. Endlich nahm ich Carl am Arme und ging mit ihm hinaus. Er ging mechanisch mit, das Buch fest in der Hand haltend. Ich erzählte ihm mein Begegniß am Morzen, schilderte ihm die Dame, welche das Buch verloren, und erbot mich, ihn zu derselben zu führen, damit er ihr selbst das Buch zurückgeben könne.

„Nehmen Sie das Buch,“ sagte er darauf. „Ich wage nicht, sie zu sehen. Sagen Sie ihr nichts von mir. Geben Sie ihr das Buch zurück, aber ohne darin zu lesen. Erwähnen Sie mit keinem Worte des heutigen Aufstrittes. Entschuldigen Sie mich, daß ich nichts Weiteres sage. Adieu!“

Aber so leicht ließ ich den seltsamen Fremden nicht los. Ich sprach beschwichtigende und begütigende Worte mit ihm; und es gelang mir, ihn zum Reden zu bringen. Er erzählte mir seinen kleinen Roman; es war die „alte Geschichte.“ Er bat mich, ihm eine Zusammenkunft mit der Fremden zu verschaffen, wenn es auch nur für wenige Minuten. Der arme Mensch that mir leid; er war in der größten Aufregung und fand mehr

Thränen, wie Worte. „Das fehlte noch,“ sagte er am Schlusse unserer Unterredung, um mir mein Elend in seiner ganzen Größe zu zeigen. Ich muß sie sehen, aber wie kann ich vor sie hintreten? Was soll ich sagen? Sie wird mich wegweisen; sie wird mich verachten, und mir bleibt nichts übrig, als diesem elenden Dasein ein Ende zu machen.“

Clara, die Heldin dieser kleinen Erzählung, war die Tochter eines wohlhabenden Burgers aus einer norddeutschen Stadt, und schon in früher Jugend mit Carl verlobt unter Zustimmung der Eltern. Als aber der junge Mann seine Carriere in seinem Vaterlande verscherzt hatte, wurde das Verhältniß abgebrochen. Anfangs wurden noch Briefe gewechselt, aber auch dies hörte bald auf. Carl's Zustand entfernte sich immer weiter und weiter von seinen früheren Verhältnissen, u. er mußte sich bald selbst gestehen, daß er eine Vereinigung mit Clara aufgeben müsse. Nun traf es sich gerade, daß in dem Momente, wo er einen verzweifelten Schritt thun wollte, Clara's Erscheinen ihn wieder an all's alte Glück der Jugend erinnerte. Dies mußte ein schmerzliches Wiedersehen geben.

Ich ging an die gewohnte Stelle und hatte nicht lange zu warten, bis das junge Mädchen kam. Als ich ihr das Taschenbuch überreicht, erröthete sie, und warf mir einen furchtsamen Blick zu, gleich als wollte sie mich fragen, ob ich den Inhalt desselben gelesen. Es stand in dem Buche allerdings nichts, als einzelne unreife, sentimentale Ergüsse, einzelne naive Verse, die mehr kindliches Gemüth, wie große Poesie zeigten: aber grade solche Sachen läßt man nicht gern von Andern lesen und verspotten. Ich beruhigte sie, und bat sie unter irgend einem Vorwande, am andern Tage zur selben Stunde an dieser Stelle zu sein. Sie versprach es mir.

Am andern Tage war Carl statt meiner dort. Ich will das Wiedersehen nicht beschreiben. Genug, Clara hatte eine freundliche Erinnerung für den Freund ihrer Jugend bewahrt, und der Schrecken, der sie durchbebte, als sie ihn zuerst sah, wich bald einer reinen, innigen Freude. Carl war heftig, leidenschaftlich, ungestüm; seine Seele wurde von den widersprechendsten Empfindungen bewegt, und in dieser Verwirrung konnte er dem Mädchen keine Rechenschaft und Aufklärung über sich selbst geben.

Der Roman ging seinen gewöhnlichen Weg. Bei der erhöhten Temperatur, in welcher sich alle Stimmungen und Leidenschaften den großen Naturscenen gegenüber befinden, wachsen solche Verhältnisse schnell und rasch; die Wogen der Leidenschaft drängen sich mit Hast an einander, wie die Wellen des Stromes; freilich, oft auch stürzen jene, wie diese, in den Abgrund.

Ich sah die Beiden in den nächsten Tagen selten und nur für kurze Momente. Sie hüpfte nicht mehr mit der Leichtigkeit einer Gazelle durch den Wald, ihr Gang war langsamer und bedächtiger geworden, und manchmal schien eine Thräne in dem schwarzen Auge zu glänzen. Ich traf auch

ihn dann und wann auf meinem Lieblingspläschen; er sang zum Takte der Wellen die Marseillaise oder das Lied Masaniello's vor sich hin, und gab mir auf meine Fragen wenig Antwort.

So ging es mehrere Tage fort; die Beiden schienen sich um nichts zu kümmern; sie lebten und träumten, als wenn der Strom der Vergessenheit um diese Insel wogte.

Eines Tages traf ich Carl, wie er mitten im Dickicht der Insel auf einem Baumstamme saß. „Hier ist mir wohl,“ sagte er. „Hier möchte ich träumen, bis das Leben zu Ende geträumt ist. Hier möchte ich, wie es in den indischen Fabeln heißt, mich im Lotusstiche wiegen, dem Donner der Wellen zuhören, und an nichts mehr denken, an nichts.“

Sie traf ich unweit am Ufer. Sie legte Blätter und Blumen in die Wellen und sah zu, wie dieselben in den Sturz hinabglitten. „Nur einen Schritt vom Abgrunde;“ sagte sie mir, — „ist nicht unser ganzes Leben so gestellt? Jetzt noch die muntere, spielende Welle, und gleich darauf nur ein Atom in dem dahinstürzenden Chaos: das ist das Leben und Lieben der Menschen!“

Ich wunderte mich, als ich die Kleine so philosophiren hörte. Freilich, die Liebe macht ebenso gut Philosophen, wie Dichter, wenn nicht vielleicht Beides dasselbe ist.

Man sah in jenen Tagen manchen Roman auf der feenhaften Insel, — denn sie ist dazu geschaffen, das Stellbische in glücklicher und unglücklicher Liebender zu sein, — aber mich interessirte nichts mehr, wie das wunderliche Verhältniß zwischen diesen beiden jungen Leuten. Das „Himmelauffauchend, zum Tode betrübt“ Göthe's konnte man wohl nicht auffallender, wie hier, finden. In einem Momente war Alles Glück und Seligkeit bei ihnen, und gleich nachher machte Carl eine Miene, als wenn er in den Abhang hinunter springen wollte, und Clara schlich sich in die Einsamkeit und weinte.

Ich ging von Zeit zu Zeit auf das andere Ufer und traf manchmal den alten Polen. „Er muß mit, er muß in die Krim; es hilft Alles nichts,“ sagte der Alte mit heiserem Gelächter, wenn ich die Rede auf Carl brachte. „Aus nichts kann man einen so guten Soldaten machen, wie aus einem desperaten Liebhaber. Der junge Mensch kann in seiner Verzweiflung es noch zum General bringen.“

Allerdings, die Lage des jungen Mannes war eben nicht sehr beruhigend; er baute sich den Roman seiner Liebe geradezu in die Luft; ohne Aussicht auf die Zukunft, ohne Trost in der Vergangenheit war der gegenwärtige Zustand nur ein kurzer Traum, dem ein schreckliches Erwachen folgen mußte. Doch Carl schien sich dessen nicht bewußt zu sein. Wie auf dunkeln Grunde die Farben eines Bildes am Glänzendsten strahlen,

So auch schien bei ihm der dunkle Hintergrund seines Lebens nur die Helle und den Glanz des gegenwärtigen Momentes zu erhöhen.

Clara's Vater kam von einer Geschäftsreise zurück, seine Tochter abzuholen. Ihm konnte das Verhältniß zwischen Beiden unmöglich verborgen bleiben, um so mehr, da Clara ein natürliches und anerkanntes Recht zu haben glaubte, ihren früheren Verkehr mit Carl fortzusetzen, und aus ihrem Verhältniß zu ihm kein Geheimniß machte. Der alte Walter hätte übrigens Alles lieber gethan, als seine Tochter dem Flüchtlinge zu vermählen, und so waren denn die nothwendigsten Requisiten zu einer Tragödie vorhanden, ein hartherziger Vater, eine verliebte Tochter und ein armer, verzweifelter Liebhaber.

Der alte Walter suchte Carl auf. „Ich brauche mich nur an Ihr Ehrgefühl zu wenden,“ sagte er, „um Sie zu veranlassen, den Verkehr mit meiner Tochter abzubrechen. Sie kennen Ihre Verhältnisse selbst zu gut, als daß ich nothwendig hätte, Sie durch Angabe der Gründe zu kränken. Ich habe andere Pläne mit meiner Tochter vor, welche Sie nicht durchkreuzen werden. Ich will offenherzig gegen Sie sein. Mein eigenes Geschäft steht, so ausgebreitet, wie es ist, auf schwachen Füßen, und ich habe zu meinem Schwiegersohne einen Partner nothwendig, dessen Verhältnisse wenigstens zu den meinigen passen. Dieser Schwiegersohn ist schon schon gefunden und die Sache so gut, wie abgemacht.“

Das war kurz und bündig, und es konnte unmöglich für Carl eine Ueberraschung sein, eine solche Erklärung zu hören. Aber doch war er nicht vorbereitet, eine Antwort zu geben. Es war ihm für den Augenblick, als thäte ein Abgrund sich vor ihm auf; es befiel ihn ein Schwindel; die ganze Schrecklichkeit seiner Lage kam ihm mit einem Schlage zum Bewußtsein. Er ging schweigend hinweg, und setzte sich an den Rand des Felsens, stumm und unverwandt in den Rand des Abgrunds hinunterblickend. Plötzlich hörte er ein heiseres Gelächter hinter sich. Wie der böse Dämon dieser bösen Stunde stand der alte Pole neben ihm. Carl's Gemüthsstimmung war leicht in seinem Gesichte zu lesen, und der Alte verfehlte nicht, ihn wegen seiner melancholischen Träumereien zu verspotten. Niemals war dieser Mensch so verworren und zudringlich gewesen, wie diesmal; in seinen Worten und Mienen spiegelte sich die größte Schadenfreude ab; er zeigte ein Antlitz, um das ihn Nepliyto hätte beneiden können.

Der Alte glaubte sich seiner Sache sicher und sah den armen Carl als eine sichere Beute an. Und es war auch in der That für Carl wohl nichts Anderes übrig, als diesen letzten Schritt seines abenteuernden Lebens zu thun. Er hatte nicht mehr die Kraft, den Schwierigkeiten seiner Lage zu begegnen; er hatte keine großen Pläne und Entwürfe mehr, nicht einmal

mehr Illusionen, um noch von der Zukunft Etwas zu erwarten, und so mußte sich denn sein Schicksal erfüllen.

Am Abend sah Carl das Mädchen an dem gewohnten Plage. Beide wußten Alles; es war ein trauriges Wiedersehen. Sie sprachen von Scheiden und Sterben. Das Wasser rauschte um sie her; der Donner des Falles über tönte ihre Worte; der Abgrund starrte zu ihren Füßen; es war, als wenn der Steg unter ihnen brechen und sie in die Tiefe schleudern müßte.

Am andern Tag las man in den Zeitungen, daß eine junge Dame den Tafelfelsen aufwärts gegangen sei, und sich eine kurze Strecke oberhalb des Falles in die Wellen gestürzt habe, daß sie aber von einem unbekanntem Fremden gerettet worden sei. Es ist leicht zu errathen, wer die Unglückliche war.

Als dem Vater das gerettete Mädchen zurückgebracht wurde, erschraf er über die Tiefe ihrer Leidenschaft und Verzweiflung, und es konnte für ihn keine Wahl und keinen Zweifel mehr geben. Er beschloß, den jungen Mann aufzusuchen, und ihn unter seine väterliche Obhut zu nehmen. Der kummervolle Mann wagte sich nicht von seiner Tochter zu trennen, und Beide suchten auf dem canadischen Ufer nach dem Verlorenen. Aus einer Kneipe an der Hängebrücke tönte ihnen wilder Lärm entgegen; Clara erschraf; sie glaubte Carl's Stimme zu erkennen; der alte Walter trat ein; eine Bande frisch geworbener Rekruten saß beim Becher; Carl befand sich neben dem alten Polen; sein Antlitz glühte von dem Feuer des Weines. Alle Physiognomien zeigten die Ausgelassenheit des Glendes und der Verzweiflung; es war ein trauriger Anblick.

Nächsten Tags stand schon wieder von einem Selbstmorde in den Zeitungen. Ueberhaupt scheinen die Niagara-Fälle das Rendezvous der Selbstmörder zu werden. Diesmal war es ein Deutscher, der sich entleibt hatte. Als Ursache wurde Armuth und Arbeitslosigkeit angegeben. Herrn Walter und seine Tochter sah man nicht mehr an den Fällen.

### Schweizerische Politik.

Die kleine Schweiz ist unter dem Lärme der großen kriegerischen Ereignisse fast in Vergessenheit gefallen, aber es ist wohl der Mühe werth, sie zu beobachten, da sie sich in einer höchst interessanten Entwicklung befindet, deren Resultate nicht nur für die Schweiz selbst von Bedeutung sein werden. Wenn auch die Schweiz nur ein kleines, armes Land ist, und ihre Stimme nicht in dem Rathe der europäischen Nationen gehört wird, so ist doch die schweizerische Politik schon manchmal der Wegweiser

der europäischen Geschichte gewesen. Im Hochland fiel, wie Freiligrath sagt, der erste Schuß, der den Donner der Revolutionen von 1848 einleitete, und auch jetzt noch ist die Lawine im Rollen, welche die Throne Europa's zertrümmern wird. Die schweizerische Politik hat indessen nichts von dem Gewaltthätischen und Leidenschaftlichen an sich, was die europäische Geschichte im Allgemeinen charakterisirt; sie arbeitet ruhig und fast unbemerkt an dem Werke der inneren Reform, und vielleicht erst die Resultate dieser Reform werden Europa auf die große Veränderung aufmerksam machen, welche mit den zwei und zwanzig Kantonen vorgegangen ist. Obgleich wir viele Gelegenheit haben, mit der Conduite der Schweiz während der Revolutionszeit unzufrieden zu sein, und uns über den Mangel republikanischer Sympathien von Seiten schweizerischer Staatsmänner zu beklagen, so können wir doch nicht läugnen, daß die Schweiz seit dem Sonderbundskriege eine Reihe von Reformen hervorgebracht hat, die Achtung und Anerkennung verdienen. Die schweizerische Politik hat, wie das ganze Volk, allerdings einen spießbürgerlichen, philiströsen Charakter; der Schweizer ist im Allgemeinen kein Idealist, kein Kosmopolitiker; es herrscht zwischen den Alpen viel Nativismus, und man kümmert sich nicht viel über die Leute, die hinter dem Berge wohnen, wenn zu Hause nur Alles in Ordnung ist. Auch haben die schweizerischen Politiker seit dem Sonderbundskriege sich mehr um materielle Interessen, wie um Principien und Ideen gekümmert; die auswärtige Politik der Schweiz, — falls wir von einer solchen reden können, — war eine Reihe muthloser Demüthigungen, welche oft zum direkten Verrathe an der Sache der europäischen Freiheit wurden. Aber die Reformen im Innern sind der Art, daß sie mit der Zeit auch unfehlbar eine Aenderung der auswärtigen Politik und Aufhebung der freilich nur scheinbaren und erheuchelten Neutralität erzielen werden. Schon durch das Eisenbahnnetz, welches über die Schweiz ausgedehnt wird, verändert sich die völkerrechtliche Stellung der Schweiz; die gemüthliche Abgeschlossenheit hinter Berg und See hört auf, und wie sich die Abneigungen und Gegensätze der einzelnen Kantone mildern, so wird auch das spezifische Schweizertum durch den Verkehr mit den andern europäischen Nationen eine wesentliche Modification erleiden. Eristirte doch selbst früher das eigentliche Schweizertum, jener Patriotismus, der statt der Marseillaise einen Kuhreigen hat, nur in der deutschen Schweiz, dort, wo der Stier von Uri oder der Bär von Bern haust; die französischen Schweizer sind der Mehrzahl nach Kosmopoliten, und die italienischen Schweizer sehnen sich nach einer *Repubblica d'Italia*. Dieser schweizerische Patriotismus, die Rehrseite der Neutralitätspolitik, basirt in dem „Kantönlicheit“, und ist aus demselben hervorgegangen. Die Fehler, welche wir in der Schweizerpolitik finden, sind auf ihren Punkt zurückzuführen. In der Schweiz ist Reform mit Centralisation gleichbedeutend, grade umgekehrt, wie in Frank-

reich. Deshalb war noch immer die beste Verfassung, welche die Schweiz gehabt hat, die von Napoleon dem Ersten octroirte helvetische Verfassung von 1801, welche das französische Verwaltungssystem nachahmte. Dies werden mir freilich wenige Schweizer zugeben. Aber es wurde der Fehler im Sonderbündekriege gemacht, daß man nicht zugriff und den Sieg nicht ausbeutete. Ebenso wie der Sieg bei Gislikon nur ein Scheingefecht war, so war auch der ganze Neubau der Eidgenossenschaft nur ein Kompromiß zwischen den alten Zuständen und den neuen Bedürfnissen. Man flüchtete auf die alte Kantonalsoberanität den neuen Bund, und so entstand ein seltsames Conglomerat von 22 Einzelregierungen, 22 besonderen Gesetzgebungen und einer Centralregierung mit dem Zweikammersystem. Diese Vielregirerei mußte natürlich jeglicher Art von Reform in den Weg treten. Wie überhaupt die Schweiz trotz der großen Unterschiede vielfachen Stoff zu Vergleichen mit Amerika bietet, so auch ist die „Kantonalsoberanität“ in der Schweiz ein würdiges Seitenstück zu den „Staatenrechten“ der amerikanischen Politiker; beide bilden eine Waffe in den Händen der Reaction, dort der Jesuiten, hier der Sklavenhalter, und einen Schwärmswinkel für Verrath und Secessionsgelüste. Die nächste Folge der neuen Einrichtung war, daß der Bund und seine Organe eigentlich in der Luft standen, weil sie außer den Zöllen, — eine Einrichtung, die durchaus unpraktisch genannt werden darf, — fast kein direktes Object ihrer Thätigkeit hatten, und daß der Bundesrath und die Nationalversammlung deshalb auch keine entscheidenden Maßregeln zu ergreifen wagten. Aus der Art und Weise, wie die schweizerische Constitution von 1846 entstanden war, ging die Kompromißpolitik hervor, welche der Bundesrath unter Leitung der Züricher Spießbürger und Berner Aristokraten verfolgte. Die neue Regierung gab sich alle Mühe, zu zeigen, daß sie nur der Form wegen existirte, und daß sie den Kantönleisest und die Neutralitätspolitik, die durch die Wiener Verträge von 1815 der Schweiz aufgedrängt wurde, antrecht erhalten werde. Damit gaben sich denn nach und nach die Sonderbündskantone zufrieden, und die eifrigsten Organe der Sonderbündbestrebungen, wie z. B. die sonst gut redigirte „Basler Zeitung,“ warfen sich zu Vertheidiger der Herren Furrer und Ochsenbein auf.

Wir haben schon bei einer andern Gelegenheit bemerkt, was wir unter Neutralitätspolitik verstehen. Dieser Ausdruck gehört durchaus der Vergangenheit an, jener Zeit der nationalen und dynastischen Kriege, wo es die Politik der Selbsterhaltung und Klugheit oft gebot, sich von dem Streite der Nachbarn fern zu halten. Aber in diesem Jahrhundert, wo die Kriege der Völker eine principielle Bedeutung haben, und die großen Fragen: Freiheit oder Despotie auf dem Spiele stehen, ist jede Neutralität nicht nur eine Verzichtleistung auf die Selbstständigkeit und Souveränität eines Volkes, sondern eine vollständige Illusion und Unmöglichkeit.

Denn durch eine neutrale Haltung verletzt man die Rechte und Interessen Derjenigen Partei, welcher man seine Sympathien schuldig ist, und begeht dadurch ebenso eine Feindseligkeit, wie durch militärische Bewegungen. Wenn ein republikanisches Volk duldet, daß die republikanische Partei eines Nachbarvolkes von den Armeen des Despotismus niedergeworfen wird, so unterstützt sie dadurch den Despotismus und macht sich zum Mitschuldigen am Morde der Freiheit. Nach den Criminalgesetzen wird Derjenige als Mitschuldiger eines Mordes verurtheilt, der, im Stande, einen Mord zu verhüten, dies unterläßt. Aber das Völkerrecht steht noch nicht auf dieser Stufe. So betrug sich die Schweiz im Jahre 1849 gegen Baden als ein Mitschuldiger an den Gewaltthätigkeiten und dem Standrechte der preussischen Armee; anstatt wirklich neutral zu sein, wurde sie so sehr in den Strudel der europäischen Reaction hineingerissen, daß sie sogar der flüchtigen republikanischen Armee das Asyl verweigerte. Auf welcher empfindlichen Weise die Schweiz die Mithilfe an diesen reaktionären Maßregeln büßen mußte, wie sie von Frankreich und Oesterreich um die Wette gequält und gedemüthigt wurde, dies brauchen wir hier nicht zu erzählen. Genug, es fanden sich in der Schweiz selbst Männer, die das Unkluge und Ungerechte in der auswärtigen Politik des Bundesrathes einsahen und eine Oppositionspartei gegen die Neutralität bildeten. An der Spitze dieser Partei standen Fazy und Galeer in Genf und Stämpfli in Bern. Dieser Stämpfli ist gegenwärtig Bundespräsident der Schweiz. Während Sachsenbein, der Sonderbundsfeldherr, verachtet und verlassen, seinem Vaterlande den Rücken kehren mußte, und jetzt als fremder Söldling seine Dienste dem Mörder der französischen Republik verkauft, ist Stämpfli, der rothe Republikaner, der Chef der „ausländischen“ Partei, wie ihn die Aristokraten in Bern nennen, der erste Beamte der Eidgenossenschaft. Dies ist ein bemerkenswerthes Factum, und wir glauben nicht zu weit zu gehen, wenn wir darin einen Umschwung der schweizerischen Politik sehen.

Stämpfli, Riggeler und die anderen Führer der Berner Radikalen, sind die Schüler des Professor Schnell, eines aus Nassau eingewanderten Burgers, eines Juristen, der im Unterschiede von den andern deutschen Professoren, ein wirkliches Recht, ein Menschen- und Völkerrecht lehrte, eines trefflichen Mannes, von dem nur leider zu bemerken ist, daß er zu spät für seine Partei und seinen Ruf starb. Dieser Schnell war der Stifter der radikalen Schule in Bern, und von ihm erhielten die Stämpfli's, Riggeler's u. s. f. von Seiten der Berner Aristokraten den Beinamen der „Nassauer,“ auch der „Ausländer,“ der „Fremden.“ Man war in den Kreisen der Berner Nativisten, — der Nativismus ist nämlich sehr stark in Bern vertreten, — gewohnt, diese radikale Partei im Gegensatz zu dem Berner Altspießbürgerthum als eine ausländische Partei hinzustellen, und in der That sind und waren auch Stämpfli u. seine politischen Freunde



immer Gegner der Neutralitätspolitik, Vertheidiger des Asylrechtes und Freunde der politischen Flüchtlinge. Stämpfli war der Hauptmitarbeiter der „Berner Zeitung," eines radikalen Blattes, und erregte besonders durch die Enthüllungen über die frühere Finanzwirthschaft der Patrizier, welcher er in seiner Eigenschaft als Bernischer Finanzminister auf die Spur gekommen war, die außerordentliche Entrüstung des Patriziates. Wir erinnern an seine Enthüllungen über die Quellen des Vermögens der Patrizierfamilie Fueter, welche ihm unter der Regierung von Blösch einen Proceß und Gefängniß zuzog. Kein Mensch konnte wohl bei dem Berner Patriziat verhaßter sein, wie Stämpfli. Ein persönlicher Feind und politischer Gegner Dshenbein's und anderer Bundesräthe, erklärte er sich über die konservative Politik des Bundesrathes in entschieden mißbilligender Weise, so daß es wohl nicht anzunehmen ist, daß er in seiner jetzigen Stellung diese Politik fortsetzen wird. Wir wollen sehen, ob Herr Stämpfli die Erwartungen, zu denen seine Vergangenheit berechtigt, erfüllt, und ob wirklich eine republikanische Politik in der Schweiz angebahnt wird. Es ist allerdings überall, als wenn die Ministerbänke mit dem giftigen Weithau der Corruption überschüttet wären, und der Radikalismus nur als eine Leiter zur Macht betrachtet würde, die man, am Ziele angekommen, nicht mehr braucht. Aber wir können doch Herrn Stämpfli nicht für einen zweiten Druey halten, besonders, da er so klug ist, zu wissen, daß Apostaten in der Schweiz bald aufgebraucht sind.

Stämpfli ist ein Politiker von der rechten Sorte, voller Aktivität und Energie, der zugleich eine populäre Figur und ein gewandter Diplomat ist. Seine Spezialität ist das Finanzfach; er ist einer der besten Nationalökonomien der Schweiz. Er ist, wie man es in der Schweiz liebt, schon jung in die Aemter gekommen, so daß er noch eine lange Laufbahn vor sich hat, welche er sich hoffentlich nicht durch einen Verrath an seinen früheren Grundsätzen verderben wird.

Neben Stämpfli sind zwei neue Mitglieder an die Stelle Druey's und Munzinger's in den Bundesrath getreten, nämlich Stähelin von Basel und Fornerod von Lausanne, zwei liberale Männer, die Hrn. Stämpfli gewiß in einer freisinnigen Politik unterstützen werden. Katholiken haben, so weit wie uns bekannt ist, jetzt keine einzige Stelle im Bundesrath inne. Ueberhaupt ist die Majorität des Bundesrathes jetzt freisinnig. Wir wissen allerdings wohl, daß die schweizerischen Staatsmänner keine Revolutionäre und Socialisten sind, aber es ist doch eine Ausnahme von dem übrigen aristokratischen Punder in Europa, daß in der Schweiz Männer an der Spitze stehen, welche den Jesuiten und der schweizerischen Aristokratie ein Dorn im Auge sind.

Merkwürdig übrigens, daß dieselbe Nationalversammlung, welche Herrn Stämpfli zum Bundespräsidenten machte, Herrn Blösch von Bern

zu ihrem Vorgesetzern ernannte. Herr Blösch ist der Chef der konservativen Partei des Kantons Bern und der eifrigste Rival Stämpfli's. Man sieht, man versteht das Kompromissmachen und Aemtervertheilen in der Schweiz gerade so gut, wie in Amerika. Beide freilich, Stämpfli, wie Blösch, sind sehr fähige, talentvolle Männer.

Wenn Herr Stämpfli noch der Alte ist und seine alten Grundsätze nicht seiner neuen Stellung opfert, so wird er die bisherige Politik der Schweiz wesentlich modificiren. Die Ereignisse sind ihm günstig; der orientalische Krieg hält die bösen Nachbarn, Frankreich und Oesterreich, zurück. Das Nächste und Erste, was wir zu verlangen das Recht haben, ist die Wiederherstellung des Asylrechtes in der Schweiz; dies ist nicht nur eine Pflicht der Humanität und Gerechtigkeit, sondern für Herrn Stämpfli selbst die Befriedigung eines persönlichen Wunsches. Also, die Flüchtlinge zurückrufen, Herr Stämpfli !!

Die Schweiz hat in den letzten Jahren viel verschuldet; sie hat den republikanischen Bestrebungen gleichgültig und theilnahmlos zugehört und sogar den Verräther daran gemacht. Ihre Stellung bei der nächsten Revolution wird entscheiden, ob die Eidgenossenschaft wirklich so viel Lebensfähigkeit hat, um eine selbstständige Nation bilden zu können, oder ob sie in ihre ursprünglichen Elemente zerfallen muß. Wenn die neue Karte von Europa gemacht wird, — und wir denken nicht, daß Herr von Persigny sie machen wird, — können nur solche Völker eine selbstständige Stellung in der europäischen Staatenfamilie beanspruchen, welche selbstständigen Antheil an der Weltpolitik nehmen, nicht aber Diejenigen, welche sich müthlos hinter den Deckmantel einer erheuchelten Neutralitätspolitik verstecken.

---

### Optimismus und Pessimismus.

Die Welt und die Geschichte derselben ist durch Widersprüche aufgebaut, und jeder denkende Mensch wird sich selbst bei widersprechenden Urtheilen und Empfindungen darüber ertappen. Während uns oft die Welt in rosigem Lichte erscheint und wir unsere Hoffnungen von der Zukunft des Menschengeschlechtes nicht hoch genug spannen können, haben uns auch manche traurige Stunden, wo wir Alles schwarz sehen und an Allem verzweifeln zu müssen glauben. Für die eine, wie für die andere Stimmung finden wir genügende Veranlassung in den uns umgebenden Verhältnissen; hier werden wir zu neuen Hoffnungen und Idealen begeistert; dort nimmt man uns das Vertrauen zur Menschheit und zur Zukunft; hier zeigt uns die Welt ein müthiges, kühnes Streben; dort eckeln wir uns über

eine hoffnungslose Verworfenheit. Trotzdem daß wir niemals an der unendlichen Perfektabilität des Menschengeschlechtes zweifeln, sehen wir doch so viele Zeichen des Rückschrittes und Verfalles, so viele Beweise der menschlichen Schwäche, daß wir uns der Misantropie nicht entziehen können. Heraclitus und Democritus ist in einer Person vereint und zeigt heute ein weinendes, morgen ein lächelndes Antlitz.

Die meisten Menschen richten diese ihre Stimmung nach ihrer eigenen persönlichen Lage. Sind sie glücklich, gerathen ihre Pläne, glücken ihre Unternehmungen, werden ihre Wünsche erfüllt: dann erscheint ihnen die Welt und die Menschheit in hellen, glänzenden Farben; aber verfolgt Unglück, Armuth und Krankheit sie, werden sie von denen, die sie lieben, betrogen, und von Freunden verlassen, dann gräbt sich ein tiefer, schneidender Menschenhaß in ihre Brust ein. In dem einen Falle sind sie Optimisten, in dem andern Falle Pessimisten. Es braucht wohl nicht erst darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß es nichts Trügerisches geben kann, als die Welt und die Entwicklung der Menschheit von diesem subjektiven Standpunkte zu beurtheilen. Ein solches Urtheil wird uns wohl über nichts Anderes Auskunft geben, als über die Eigenthümlichkeit der beurtheilenden Individualität selbst; die Welt lernen wir nicht daraus kennen.

Die Wissenschaft, welche man Philosophie nennt, hat vornehmlich den Zweck, an die Stelle dieser subjektiven und trügerischen Beurtheilung, dieser wechselnden Stimmungen und Launen, eine objektive, allgemeine Weltanschauung zu setzen, die auf die Erkenntniß der Dinge selbst gegründet und nicht das Resultat persönlicher Verstimmungen ist. Diese Wissenschaft lehrt uns, daß Alles, was wirklich ist, auch nothwendig und vernünftig ist, und erhebt uns also mit Einem Schlage über vielfache Täuschungen und Illusionen. Jedes Ding, jeder Mensch, jedes Ereigniß hat seine Nothwendigkeit, seinen Grund, seine Vernünftigkeit in sich selbst; es ist, wie der Schulausdruck sagt, "causa sui." Diese Einsicht zeigt uns den rechten Weg zu einer vernünftigen Weltanschauung. Da wir wissen, daß Alles den strengen, graden Weg der Naturnothwendigkeit geht, so werden wir in dem Falle, wo uns die Einsicht in diese Nothwendigkeit fehlt, diesen Mangel nicht den Verhältnissen selbst, sondern nur unseren blöden Augen zuschreiben; wir werden mit der Welt immer, mit uns selbst selten zufrieden sein. Manche Menschen lieben es mehr, sich mit Illusionen und Luftschlössern zu unterhalten, als sich zu dieser strengen, unerbittlichen Logik zu entschließen; aber dieselbe gibt unserem Charakter eine Sicherheit, unserem Urtheil eine Bestimmtheit, unserem Bestreben eine Gleichförmigkeit, welche auf unser ganzes Leben einen veredelnden Einfluß ausübt und uns die Seelenruhe gibt, welche allein uns auf die Dauer glücklich macht.

Das Alterthum, die klassische Zeit der Griechen und Römer, hat ein-

zelne Beispiele dieser strengen, stoischen Weltanschauung, Männer, von denen Horaz sagt, daß „wenn der Erdball zu Grunde geht, sie ungebeugt von den Ruinen zertrümmert werden.“ In unserer Zeit scheint, Dank einer tieferen Einsicht in die Gesetze der Natur, diese Weltanschauung allgemeiner zu werden, und dies ist auch nothwendig, da die Widersprüche des Lebens in diesem Jahrhundert sich so aufeinanderhäufen, daß wir ohne philosophisches Urtheil in Gefahr kommen, uns in dem Chaos zu verlieren. Wir leben in einer großen, wichtigen Uebergangsperiode, wo die entgegengesetztesten Prinzipien der Politik, des Socialismus, der Religion, Moral und Wissenschaft sich einander bekämpfen, wo wir Vieles für Unsin und Lüge halten müssen, wenn wir es nicht im Zusammenhange mit dem Ganzen betrachten, wo das Wahre mit dem Falschen, das Gute mit dem Schlechten zu einem unnatürlichen Bunde sich zu vereinigen scheint. Und während früher sich nur die Spitzen der Völker, die dynastischen Geschlechter, die Priester und Feldherrn, um Politik kümmerten und ihr Schicksal von den politischen Ereignissen abhängig machten, ist in diesem Jahrhundert Jeder an der Politik theilhaftig, ist jedes individuelle Geschick von den großen politischen Ereignissen abhängig. Diese persönliche Abhängigkeit von den allgemeinen Fragen der Politik, das egoistische Interesse, welches wir daran nehmen, macht natürlich unser Urtheil einseitig und besangene, und vermehrt die Schwierigkeiten einer unparteiischen, objektiven Weltanschauung. Wir halten die Richtung, in welcher wir selbst fortgetrieben werden, für den Weg der öffentlichen Meinung; unser persönliches Interesse wirkt auf unsere Ueberzeugungen ein, und so sind wir wie ein schwankendes Rohr im Winde. Dies hat man besonders seit 1848 sehen können; welche Menge von Charakterlosigkeiten, von Widersprüchen und Zweideutigkeiten sind in dem öffentlichen Leben, in der Presse, den Parlamenten u. s. w. zum Vorschein gekommen! Und wie sieht es heute in Amerika aus? Wie viel verschrobener Urtheile, zaghaftem Schwanken, muthlosem Zögern begegnen wir? Wo finden wir in der Presse u. der Politik eine feste, entschiedene Richtung, die unabhängig von den Ereignissen und Parteiungen ist? Ueberall ein Weichen und Schwanken, ein Vermitteln und Verzögern, ein Aufgeben der Grundsätze, eine Unklarheit der Ansichten, welche die Katastrophe, in welcher wir uns gegenwärtig befinden, unerträglich verzögert. Welche Hand führt uns aus diesem schwankenden, ungewissen Zustande heraus? Wo finden wir festen Boden, auf welchem wir ausruhen können?

Ich denke, um Ruhe des Gemüthes, Festigkeit und Unabhängigkeit des Charakters zu gewinnen, ist nichts Anderes nothwendig, als sich über einen kleinen Punkt klar zu werden, nämlich, daß wir für uns selbst, als individuelle Persönlichkeiten, durchaus nichts mehr zu hoffen und zu erwarten haben, daß unser Leben in dem Strome spurlos verschwindet, bei

die Menschheit einer besseren Zukunft entgegenführt, daß wir für uns selbst keine Erfolge mehr in Anspruch nehmen dürfen. Es klingt allerdings hart, daß der Mensch sich selbst aufgeben und auf seine eigene Zukunft verzichten soll, aber, wir können uns nicht darüber täuschen: die Bestrebungen, an denen wir arbeiten, erreichen erst nach uns ihr Ziel; wir werden verbraucht und abgenutzt in dem Kampfe, dessen Ende wir nicht sehen; wir sterben in der Wüste, die zwischen uns und dem gelobten Lande liegt. Diese Ansicht lautet allerdings sehr pessimistisch, aber eine ruhige, unparteiische Beobachtung der Sachlage drängt sie uns auf. Wir mögen von Jahr zu Jahr hoffen und harren, ob sehnlichst erwünschte Ereignisse eintreten; wenn dieselben kommen, werden sie für uns nur die Ruhen, nicht die Resultate bringen. Wir können also dem Gange der Ereignisse ruhig und unparteiisch zuschauen, und jene krankhafte Ungebuld ablegen, die immer in Illusionen lebt und von heute auf Morgen wartet. Was uns und unsere persönlichen Schicksale anbetrifft, so ist unser Loos außer Frage gestellt; wir haben nichts zu fürchten, nichts zu hoffen; unser Interesse ist rein objektiv, frei von persönlichen Beimischungen. Unsere Zeit ist eine Uebergangszeit, mit welcher auch wir mit vorübergehen, und der einzige Werth den wir von unserem Leben erwarten können, ist, daß uns die Geschichte zum Baue der Zukunft verwendet. Es ist das Jahrhundert der Massenarbeit, wo die Individuen ungesehen und ungehört sich in dem großen Ströme der Ereignisse verlieren, und für ihre Betheiligung an den Ereignissen nicht den Dank der Zukunft zu erwarten haben. Der einzige Lohn, den wir beanspruchen dürfen, ist die Einsicht, die feste, unerschütterliche Einsicht in den allgemeinen Fortschritt des Menschengeschlechtes, in die Nothwendigkeit, daß die Freiheitsbestrebungen doch noch endlich einen vollständigen Sieg erringen, daß Aufklärung und Bildung immer mehr und mehr um sich greift, und Despotie und Aberglauben verschwinden wird. Dieser Optimismus läßt keine Illusionen und Irrthümer zu. Wohin wir blicken, arbeitet der Geist des Fortschrittes kräftig voran; das Streben der Geister kennt keine Schranken; die Aufklärung unterwühlt überall den Boden der Religion und Despotie. Alle Bestrebungen in der Wissenschaft, der Kunst, der Religion und Politik treffen in einem Punkte zusammen, in der Befreiung des Menschen; überall sehen wir eine große, lebensvolle Harmonie entstehen, welche die Zerrissenheit des jetzigen Lebens durch Glück und Zufriedenheit ersetzen wird. Ja, selbst die großen politischen und socialen Krankheiten, an welcher das Menschengeschlecht jetzt leidet, die Rückwirkungen einer traurigen Vergangenheit, sind am Ende nur Reizmittel zur Regeneration der Menschheit, zu kühnem, kräftigem Streben, zu einer glänzenden Manifestation menschlicher Kraft und Energie. Wir können unmöglich uns gegen die Einsicht verschließen, daß Gegensätze und Widersprüche, welche unser heutiges Leben so verwir-

ren, bald auf einander plagen müssen, und daß in dieser Katastrophe das Recht und die Freiheit den Sieg davon trägt. In Europa bietet der jetzige Krieg genügende Anhaltspunkte, um diese Katastrophe für die nächste Zeit profetieren zu dürfen, und auch in Amerika ist man über die Zeit der Kompromisse und Verträge zwischen Sklaverei und Freiheit hinweg, und beginnt zum offenen Kampfe zu schreiten. In Kansas und in der Krim tobt jetzt schon der Krieg, welcher mit einer gänzlichen Veränderung der jetzigen Zustände enden wird, d. h. mit einer Befreiung der Menschheit. Die Bildungsstufe, auf welcher die meisten Völker stehen, verträgt sich nicht mehr mit den bisherigen politischen und socialen Zuständen; die Fackel der Wissenschaft wirft ein helles Licht auf den Weg, den wir gehen müssen, so daß wir, wenn einmal die Katastrophe erfolgt, erstaunen werden über die glänzenden Resultate. Die Natur hat das Menschengeschlecht mit so vortrefflichen Fähigkeiten und edlen Eigenschaften ausgerüstet, daß nur diese schöne, edle Menschennatur zur Erscheinung kommen darf, um ein glänzendes, erhebenbes Schauspiel darzubieten.

In dieser sichern und unerschütterlichen Voraussicht ertragen wir gern die Mißverhältnisse der Gegenwart. Dieser Optimismus macht uns tolerant gegen die Schwächen der Menschen und die Gebrechen der Zeit, während er uns zugleich durch das Vertrauen auf die Zukunft des Menschengeschlechtes vor jedem Quietismus und Stillstand bewahrt.

### Die Absetzung Reeder's.

Die Abberufung Reeder's von seinem Gouverneursamte in Kansas war das hervorragendste Ereigniß der letzten Wochen und hat die Presse und das Publikum lebhaft beschäftigt. Wir finden indessen nichts Auffallendes in dieser Maßregel. Sie ist eine natürliche Folge früherer Ereignisse, und steht mit dem Charakter und den Tendenzen der Partei, von welcher sie ausgegangen ist, vollständig in Uebereinstimmung. Die demokratische Partei ist die Partei des Südens und der Sklaverei, und hat nichts Eiligeres und Wichtigeres zu thun, als für die Sklaverei, deren Schutz und Ausbreitung Propaganda zu machen. Aus diesem Grunde machen wir der demokratischen Partei Opposition. Die demokratischen Blätter wollen dies zwar nicht zugeben. Sie nennen ihre Partei nicht die südliche, sondern die Unionspartei. Sie sagen, daß sie die Sklaverei für ein Uebel halten. Sie geben vor, die Rechte der einzelnen Staaten und der Volkssouveränität zu vertheidigen. Aber das Alles sind nur Phrasen; in der That ist diese Partei der ergebene Diener des Südens und gehorsame Vollstrecker aller der Gewaltmaßregeln, welche südlicher Barbarei beliebt.

Davon ist die Absetzung Reeder's ein deutlicher Beweis. Die Haltung, welche die demokratische Partei in dem ganzen Verlaufe der Kansas-Geschichte angenommen, zeigt uns, daß man das Ziel, welches man jetzt erreicht hat, und das man des öffentlichen Anstandes halber beklagen möchte, von vornherein schon angestrebt hat, und daß alle liberalen Phrasen, mit denen man den Verrath zu bemänteln suchte, nur darauf berechnet waren, die öffentliche Meinung über den Gang der Ereignisse zu täuschen. Ueberhaupt kann man sicher sein, daß wenn die demokratische Partei und ihre Organe liberale Phrasen in den Mund nehmen, daß dann eine große Schandthat im Werke ist. Es ist interessant, den ganzen Verlauf der Kansasgeschichte zu betrachten, um diesen Wetteifer der liberalen Phrasen und des reaktionären Verrathes zu erkennen. Als von der Nebraskabill zuerst einige Gerüchte im Publikum verlauteten, war die ganze demokratische Welt, und besonders unsere sehr ehrenwerthen deutschen demokratischen Zeitungen in großer moralischer Entrüstung. Sie erklärten, daß die Demokratie, auf der Baltimore-Plattform stehend, welche die Sklavenfrage gegen jede weitere Agitation sicher stellte, unmöglich einen Bruch des Missourikompromisses zugeben könne. Wenige Wochen darauf war die Nebraskabill ein treffliches demokratisches Gesetz, Herr Douglas der Abgott der demokratischen Partei, und die demokratischen Zeitungen kanten die Volkssouveränität in jedem Artikel wieder. Aber um die bittere Pille zu versüßen, wurden die fabelhaftesten Versprechungen gemacht, wie man die Nebraskabill in Praxis ausbeuten wolle. Nach dem Grundsätze der Volkssouveränität, hieß es, sei natürlich jeder einzelne Staat im Stande, über Freiheit und Sklaverei zu entscheiden, und so sei ipso jure durch die Nebraskabill das Sklavenauslieferungsgesetz beseitigt worden. Aber als Sklaven in Boston, Milwauki u. s. w. eingefangen wurden, schwiegen die demokratischen Blätter von dieser Auffassung der Nebraskabill still. Kansas und Nebraska werden natürlich freie Staaten, bewiesen uns darauf die demokratischen Zeitungen. Diese Territorien gehören der freien Einwanderung, deren Schutzpatron Douglas ist, so hieß es überall. Und als vom Osten aus wirklich freie Ansiedler nach den neu eröffneten Territorien zogen, da brachen die demokratischen Blätter in lauten Jubel aus. Dies sei der vernünftigste Streich, den jemals die Abolitionisten gemacht hätten, sagte die „New Yorker Staatszeitung.“ Aber die Missourier Kaufbolde kamen, und handhabten die Volkssouveränität mit Messern und Revolvern. Natürlich war Niemand in größerer moralischer Entrüstung, als die braven, biedern, demokratischen Zeitungen. Es wurden furchterliche Phrasen gegen die Missourier Howdies geschleudert, und von Herrn Pierce eine Armee gegen die Atchison's und Stringfellow's verlangt. Aber die Armee kam nicht, und die edlen demokratischen Seelen, welche so innig für Volkssouveränität schwärmten, fanden aus, daß die Missourier eigentlich

gan; Recht hätten, wenn sie die verdamnten Abolitionisten aus Boston todt schlugen. Bei der Kansaswahl war die moralische Entrüstung einmal wieder sehr groß. Als aber sogar Pierce sich auf Seite der Missourier zu neigen schien, da stieg die Entrüstung der demokratischen Zeitungen zu einer gefährlichen Höhe. Wir geben den Präsidenten auf, hieß es; wir übernehmen keine Verantwortung für ihn; wir ziehen eine tiefe Kluft zwischen der Administration und der demokratischen Partei. Aber nicht so hastig; Keeder wird den Missouriern geopfert; der Präsident erklärt sich zum Protektor der Sklavereibanden und Banditen von Missouri; der Präsident tritt die Nebraskabill selbst mit Füßen: da finden die demokratischen Blätter, daß Keeder eigentlich ein verdamnter Landspekulant ist, der den freien Siedlern das Land stehlen will, und daß Herr Pierce wohl und recht gehandelt habe, ihn zu entfernen. Die demokratischen Conventionen im Süden vertheidigen die Gewaltthaten in Kansas und Westmissouri, und machen das Lynchgesetz gegen die freie Presse und den Revolver gegen den freien Ansiedler zum Theile ihrer Plattform; die demokratischen Blätter billigen diese Plattform und empfehlen sie ihren deutschen Mitbürgern. Dies nennt man „Reform innerhalb der demokratischen Partei“

Wenn die Leute von der demokratischen Partei nur noch wenigstens den Muth hätten, die Tendenzen und Bestrebungen ihrer Partei einzugehen! Aber diese moralische Entrüstung über verrätherische Handlungen, die heute verdamnt und morgen vertheidigt werden; dieses Jammern und Winseln über die Niederträchtigkeit der Administration, deren Partei man bei den Wahlen und allen anderen Gelegenheiten nimmt; dieses Ko-fettieren mit der Reform, während man grade im Begriff ist, einen neuen reaktionären Berrath zu begehen: dieses Benehmen unserer demokratischen Blätter zeugt von eben so viel Feigheit, wie Schlechtigkeit, und es wäre in der That die glänzendste Satisfaktion für die Feinde der eingewanderten Bürger, wollten die deutschen Bewohner dieses Landes in solches klägliche Lamento einstimmen.

Wir fragen übrigens bei dieser Gelegenheit: Wo sitzen die ächten Know-Nothings! Sind nicht die Mitgl. der der Kansas-Legislatur, welche den freien Ansiedlern das große, schöne Territorium verbieten, die ächten, wahren Feinde der eingewanderten Bevölkerung. Sind nicht die Stifter der Nebraskabill, welche den ganzen Westen der Union zwischen dem Missouri und den Felsengebirgen der Sklaverei überantwortet haben, diejenigen Leute, welche der eingewanderten Bevölkerung ihre ganze Zukunft rauben? Wenn vor zwanzig Jahren ein ähnliches Gesetz über die neu zu eröffnenden Territorien des Westens gemacht worden wäre, wie die Nebraska- und Kansas-Bill; wenn damals schon Herr Douglas Volkssouveränität gegolten hätte; wenn damals Atchison und Strungfellow ihre Banden versammelt hätten, und Herr Pierce Präsident gewesen wäre: wie



würde es heute in Michigan, Wisconsin, Illinois, Iowa, Minnesota aus-  
sehen? Jetzt bieten diese Staaten Millionen einanderer Bürger eine  
Heimath, aber wären sie unter der Herrschaft der Kansasbill organisirt  
worden, so würden dort höchstens einzelne isolirte Elemente der eingewan-  
derten Bevölkerung zwischen übermüthigen, reichen, fremdenhässlichen  
Eklavenhaltern zersireut sein. Dies Alles ist in die Augen springend,  
aber die demokratische Partei ist nun einmal die Partei zum Schutze der  
Rechte der eingewanderten Bürger, und da hören alle weiteren Einwen-  
dungen und Beweisführungen auf.

Wie gesagt, wir sehen in der Absetzung Reeder's einen sehr nützlichen  
Beitrag zur Charakterisirung der demokratischen Partei. So sehr wir die  
Maßregel des Cabinettes verdammen, so wenig wollen wir übrigens das  
Verfahren des Herrn Reeder entschuldigen. Dieser Herr war der Günst-  
ling der Administration, und dies wirft von vornherein ein ungünstiges  
Licht auf seinen Charakter. Auch geben wir ohne weitere Bedenklichkeiten  
auch gern zu, daß die Gerüchte von seinen ungesellichen Landsppekulationen  
begründet gewesen sein mögen. Ferner denken wir, daß die Freesoiler-  
und Abolitionistenpartei Herrn Reeder nicht zu den Ihrigen rechnet.  
Die Geschichte seiner Absetzung ist sehr bezeichnend für die „Smartness“  
dieses Mannes und sein Verhältniß zum Präsidenten. Dieser wollte ihn  
nicht direkt absetzen, sondern ersuchte Herrn Reeder, seine Entlassung selbst  
einzugeben, und als Belohnung dieser Willfährigkeit gegen Michison und  
Stringfellow bot ihm der Präsident zuerst den Gesandtschaftsposten in Chi-  
na an, und darauf, als dies Angebot zu niedrig befunden wurde, sogar  
das Vetschasteramt in London an. Das letzte Anerbieten stellte Herrn  
Reeder zufrieden, und er war damit einverstanden, seine Demission einzu-  
geben, wenn seine Ernennung zum Gesandten in London zugleich mit sei-  
ner Demission in der „Washington Union“ publizirt würde. Dies war  
sehr vorsichtig gehandelt, und die Weigerung des Präsidenten, darauf  
einzugehen, beweist, daß Herr Reeder, im Falle er dem bloßen Versprechen  
des Präsidenten getraut hätte, wohl lange auf die Ernennung zum Bot-  
schafter hätte warten können.

Der neue Gouvernör ist noch nicht fertig; Dawson hat abgelehnt und  
von Shannon hört man noch nicht, daß er annehmen will. Jedenfalls  
wird ein gesunder, in der Welle gefärbter Prosklavereimann hingehen, ein  
Mann nach dem Herzen Michison's. Weitere Maßregeln zu Gunsten der  
Eklaverei werden dann nicht ausbleiben. Schon spricht man davon, die  
„Platte-Country“ von Missouri loszureißen und dem Territorium einzu-  
verleiben, und dies wäre jedenfalls ein bedeutender Schritt zur Befesti-  
gung der Eklaverei. Was nur in dieser Beziehung geschieht, — es wird  
zum Besten der Eklavenhalter geschehen. Die Leute aber, welche für die  
Nebraskabill stimmten und stimmen, wissen jetzt, für welche eine Sache sie  
ihr Votum in die Urne legen.

## Die Desertion der Know-Nothings in Ohio.

Wir sind genöthigt, dem ersten Artikel dieser Nummer über „die nächsten Staatswahlen in Ohio“ einen Nachtrag folgen zu lassen. Die Convention der Know-Nothings ist am 9. August in Columbus erfolgt, und, wie vorauszusehen war, haben die Nichtswisser sich gegen die Nomination Chase's erklärt. Es sind also drei Candidaten für Gouvernör im Felde: Chase, Wiedill und Allen Kimble, von Highland Co., der Candidat der Know-Nothings und Hunkerwhigs. Durch diese Desertion der Nichtswisser hat sich die politische Situation Ohio's nicht verwirrt, sondern vereinfacht, und wir können von unserem Standpunkte in vieler Beziehung damit zufrieden sein. Chase ist nicht der Mann, zu dessen Erwählung die Know-Nothings helfen können; dies haben wir gleich von Anfang an gesagt, und wenn Chase, Wade, Giddings und die anderen Leiter der freisinnigen Partei Ohio's sich darüber getäuscht und auf die Unterstützung der Know-Nothings gehofft haben, so werden sie jetzt den Irrthum einsehen, und in Zukunft sich nicht wieder auf solche verunglückte Compromisse einlassen. Die Desertion der Know-Nothings ist eine Strafe und eine Warnung für die Freesoil-Partei unseres Staates; eine Strafe für Inconsequenz und Unentschiedenheit, eine Warnung, immer auf dem graden Pfade des Rechtes und der Pflicht zu bleiben. Wir verhehlen es uns nicht, daß es uns viel lieber gewesen wäre, wenn der Bruch zwischen Chase und den Nichtswissemern von dem Ersteren, statt von den Letzteren, ausgegangen wäre. Aber auch mit dem lezten Falle sind wir zufrieden, weil dadurch eine Thatsache auf das Entschiedenste festgestellt wird, welche die Basis unserer Politik bildet, nämlich, daß der Nativismus sich viel mehr zur Sklaverei, wie zur Freesoilpartei hingezogen fühlt. Anstatt, daß die Nichtswisser unseres Staates Herrn Chase wählen, suchen sie durch Zersplitterung der ant-demokratischen Stimmen Herrn Wiedill, den Candidaten der Demokraten, in das Amt zu bringen, und beweisen dadurch ihre Neigungen und Tendenzen. Nun, dies kommt uns nicht unerwartet, und wir sind durch eine solche Auflösung der republikanischen Fusion nicht im Mindesten überrascht. Ja, selbst wenn das Resultat dieser Spaltung die Wahl des demokratischen Gouvernörs wäre, so würden wir in derselben doch noch einen Gewinn sehen, nämlich die Klärung und Reinigung des Parteil Lebens.

Drei Parteien im Felde: dies ist eine verständliche und deutliche Wahl, welche uns aus dem längweiligen Entw. der Oeder zwischen Demokraten und Nichtswisser befreit, die uns vor dem „Schuhnägelessen“ bewahrt, wozu wir niemals Neigung verspürt haben, die unsern Gegnern jeden Vorwand, uns zu bekämpfen, hinwegnimmt. Unsere Position ist einfach und klar. Zwischen dem Sklavereisticket und dem Ticket der Know-

Nothing steht eine unabhängige Free-soil-Nomination, der wir uns mit voller Entschiedenheit und mit gutem Gewissen anschließen können. Das Interesse und die Ehre der eingewanderten Bürger verlangt, daß wir dieses unabhängige Ticket unterstützen.

Einzelne unserer Collegen haben allerdings noch Bedenken, und meinen, an Herrn Chase klebe immer noch der Vorwurf nativistischer Tendenzen, da er seinen Namen zu einem nativistischen Fusionsticket hergegeben habe. Namentlich die Illinois Staatszeitung leidet noch in dieser Beziehung an Gewissensscrupeln. Sie meint, wenn auch die Nichtswisser Herrn Chase nicht helfen wollen, so will doch Herr Chase den Nichtswissern helfen. Dies scheint uns eine ungegründete Befürchtung. Chase u. seine Partei wollten nichts Anderes, als was die freisinnigen Deutschen schon seit Jahren und besonders seit der Nebraskabill gewollt haben, nämlich: die Sklavenfrage zum Mittelpunkt der Politik, zum Ausgangspunkte der Bewegung und zum entscheidenden Kriterium der Parteien zu machen. Die Frage vereinfachen heißt, sie lösen. Diese Ansicht hat die Illinois-Staatszeitung und Blätter ähnlicher Farbe ebenso oft und entschieden ausgesprochen, wie die Atlantis. Bleiben wir dabei! Also die Sklavenfrage ist der Angelpunkt der Bewegung. Wollen nun die Nativisten auf ihre Sonderbestrebungen verzichten, und sich der Antisklavereibewegung anschließen, welchen Grund soll Herr Chase haben, sich die Unterstützung dieser Leute zu verbitten? Die Nativisten wollen dies nun allerdings nicht; sie wollen ihre Sonderbestrebungen nicht aufgeben, und so ist jedes Verhältniß zwischen ihnen und Herrn Chase aufgehoben, ein Verhältniß, welches vom ersten Momente seines Entstehens an mehr für die Nativisten, wie für Herrn Chase Verpflichtungen enthielt.

Allerdings, wenn Chase und seine Partei die Nichtswisser auf der Convention des 13. Juli mit derjenigen Verachtung behandelt hätten, welche reactionären Bestrebungen und treulossem Betragen zukommt, so würde die Anhänglichkeit der deutschen Bürger Ohio's an die Nomination Chase allgemeiner und stärker geworden sein. Aber dennoch werden die freisinnigen Deutschen Chase wählen. Wenn ein Fehler gemacht ist, so ist er nicht so groß, daß wir darüber, alle unsere Grundsätze wegwerfend, uns durch ein Prosklavereivotum enteignen könnten, daß wir darüber die symbolische freisinnige Laufbahn Chase's und die edlen Tendenzen der Free-soilpartei vergessen dürften. In der Politik wird uns selten ein Gericht bereitet, welches ganz frei von schlechtem Beigeschmack ist, und ich denke, wenn wir nichts Schlimmeres zu verdauen haben, wie die Wahl Chase's, dürfen wir mit der amerikanischen Politik wohl zufrieden sein. Ja, es muß den Deutschen Ohio's zum gerechten Stolge gereichen, daß sie durch die Erwählung Chase's dem einseitigen Dilemma zwischen Demokraten und Know-Nothing ein Ende machen, daß sie an der Neubildung im Reineung des

Parteilens, zu der Gründung einer freisinnigen nördlichen Antislaverei- und Antinichtswisser-Partei arbeiten helfen.

Wir denken nicht, daß man uns den alten trivialen Einwand macht, daß die Wahl eines Staatsgouvernörs nicht die Sklavenfrage berühre. Wenn es bei der nächsten Wahl bloß auf die Person des Gouvernörs ankäme, so könnte es uns am Ende gleichgültig sein, ob Herr Medill, — dem man außer seiner falschen politischen Stellung wohl nichts Unrechtes nachsagen kann, — auf seinem Posten verbliebe oder nicht. Aber es handelt sich um die Ouvertüre jenes großen Drama's, welches im nächsten Jahre aufgeführt wird, wo-diese große, hoffnungreiche Republik in einer feierlichen, entscheidenden Weise darüber sich erklären soll, ob die Sklaverei ein nationales Institut oder ein lokales Uebel sei. Die Zukunft jenes großen amerikanischen Westens, wo Millionen freier Einwanderer noch eine neue Heimath finden können, hängt von der nächsten Präsidentenwahl ab, und für diesen Akt ist die Staatswahl von Ohio vielleicht von entscheidender, jedenfalls von großer Bedeutung. New-York und Ohio, Seward u. Chase, das ist die Entscheidung.

Hoffentlich wird die nächste Präsidentenwahl auch eine dreiköpfige sein, wie die Ohio-Staatswahl. Die Trilogie ist überall das Richtige, in der Wissenschaft, wie im Leben, in der Logik, wie in der Politik. Wenn wir das nächste Jahr einen demokratischen Proslaverei-Kandidaten, einen Nichtswisser, und einen unabhängigen Antislaverei- und Anti-Know-Nothing-Kandidaten im Felde sehen, dann können wir sagen, daß noch Besserung in der amerikanischen Politik ist; dann können wir unsere Position mit derjenigen Sicherheit und Entschiedenheit einnehmen, welche die große Katastrophe verlangt. Und warum sollten wir bei der jetzigen Staatswahl nicht die Stellung einnehmen, welche allein bei der nächsten Präsidentenwahl uns genügen kann?

Wir hoffen, daß sich alle freisinnigen deutschen Zeitungen jetzt, nachdem die Nichtswisser aus der republikanischen Fraktion geschieden sind, für die Wahl Chase's erklären werden.

Zum Schluß noch die Frage: Warum ist es nicht möglich, die Know-Nothings von dem republikanischen Ticket zu streichen, da Chase von den Know-Nothings gestrichen ist? Wo bleibt der Rest des „unabhängigen Tickets“?

Ueber die sehr wichtigen Wahlen zur Legislatur das nächste Mal.

## Der Riot in Louisville.

Die nativistischen Berichte des Telegraphen und der amerikanischen Presse über die Louisviller Vorfälle konnten nur eine kurze Zeit lang die öffentliche Meinung über den wahren Sachverhalt täuschen. Es stellte sich heraus, daß der ganze Mob ein Streich der Nichtswisser und ihrer Kowdiebanden war, ein vollständig organisirtes Complot, mit vorher bereiteten Mitteln und klar erkannten Zwecken. Man wollte Aufruhr und Mord. Man braucht bloß zwei Thatsachen mit einander zu vergleichen, um sich davon zu überzeugen, erstens die Aufhebung von Seiten der nativistischen Presse vor der Wahl, zweitens die gänzliche Abwesenheit der Polizei während des Tumultes. Louisville steht unter einer Know-Nothing-Administration, und unter der stillschweigenden Sanction dieser Behörde wurde das massenhafte Verbrechen begangen. Wir haben also genügende Ursache, die ganze Sache allein und ausschließlich den geheimen nativistischen Logen auf die Rechnung zu setzen, und diejenigen Gewaltthätigkeiten, die etwa von Deutschen und Irländern begangen wurden, als Nothwehr zu rechtfertigen.

Wir können aber trotzdem nicht in die Folgerungen einstimmen, welche ein großer Theil der deutschen Presse, und nicht nur der Hunkerpresse, aus dieser Thatsache zieht. Weit entfernt, daß wir der Know-Nothing-Bewegung eine große Zukunft prophezeien könnten, und ernsthafte, dauernde Gefahren für die eingewanderte Bevölkerung fürchteten, glauben wir, daß grade solche Scenen, wie sie in Louisville verübt wurden, der nativistischen Bewegung den Kopf zertreten, indem sie jeden halbwegs gebildeten Amerikaner, Jeden, der nicht vollständig auf den Namen eines Gentleman verzichtet, zwingen, einer Partei den Rücken zu kehren, die zu den unwürdigsten und verbrecherischsten Mitteln greift, und Amerika in den Zustand mittelalterlicher Barbarei zurückversetzen möchte. Trotzdem, daß wir in der gegenwärtigen Lage gerade nicht veranlaßt sind, die Amerikaner, ihren Character sowohl, wie ihre Bildungsstufe zu überschätzen, so glauben wir doch, daß sie in der großen, übergroßen Mehrheit ein solches Treiben verdammen und sich demselben widersetzen werden. Die nativistische Bewegung hatte anfangs manches Verführerische selbst für freisinnige und gebildete Amerikaner an sich; sie reizte den nationalen Stolz; Abneigung gegen Papismus u. dergl. wirkte mit, und so gewann die Bewegung Boden unter dem amerikanischen Volke. Aber eine Reihe von Schlechtigkeiten u. Verbrechen, die in der amerikanischen Geschichte glücklicherweise sehr selten sind, nimmt der nativistischen Bewegung alle Anziehungskraft; die öffentliche Meinung kehrt sich dagegen, und selbst Anstand und Schicklichkeit verbieten, sich zu einer verbrecherischen Gesellschaft zu zählen.

Auch eine andere Folgerung können wir nicht billigen, nämlich, daß die eingewanderte Bevölkerung sich in den Schooß der demokratischen Partei flüchten müsse, um Schutz gegen die nativistischen Bestrebungen zu finden. Wir sind vielmehr der Ansicht, daß die wirksamste Waffe gegen jede Art von Nativismus sei, wenn wir Deutsche uns als gebildete, freisinnige und unabhängige Menschen zeigen, die selbst den Feinden Achtung und Anerkennung abzwängen. Wir müssen in jedem Verhältniß und besonders in der Politik die Superiorität der europäischen Bildung zeigen, und uns nicht zu Trathpuppen amerikanischer Nemterjäger herabwürdigen. Der Amerikaner muß zur Ueberzeugung kommen, daß wir es ehrlich mit der neuen Heimath und ihren Institutionen meinen, daß wir fähig und Willens sind, einen solchen Antheil an der amerikanischen Politik zu nehmen, der dem Lande nützlich ist; daß wir niemals die Ausbreitung der Claverei und die Ausbeutung der Nemter zu unserem politischen Glaubensbekenntniß machen. Was wir im amerikanischen Leben zeigen müssen, das ist Verstand und Character. Die Zeiten, wo der amerikanische Nemterjäger die Stimmen der Deutschen im Wirthshause kaufte, sind vorüber oder werden bald vorüber sein, und diese Aenderung wird dem Nativismus manchen Vorwand hinwegnehmen. Durch ein freisinniges Streben, durch Aufklärung und Bildung wollen wir den Amerikanern, die den Papismus hassen und fürchten, zeigen, daß unter der eingewanderten Bevölkerung selbst ein Gegengift gegen das Gift des importirten Jesuitismus existire. Ueberhaupt zeigen wir den Americanern, daß wir aus dem Lande der Reformation, der Künste und Wissenschaften stammen; sie wurden uns dann nicht als stinky foreigners behandeln. In allen Ländern der Welt, in der Schweiz, in Frankreich, in England, selbst in Rußland kommt des Deutschen Fleiß und Bildung zur Anerkennung, und wir werden auch in Amerika den gebührenden Einfluß finden, sobald wie wir in der amerikanischen Gesellschaft und Politik nicht mehr durch Leute vertreten sind, die deutscher Bildung und Gesittung selbst fremd sind.

Jede Beleidigung, welche uns von den rohen Banden der Know-Nothing's zugefügt wird, muß unsern Stolz und unser Selbstgefühl erhöhen, und uns die Nothwendigkeit zeigen, uns durch ein edles, würdiges, unabhängiges Betragen von diesen Menschen zu unterscheiden. Liebe zur Freiheit bildet in jedem Lande den Adel des Menschen; auch in Amerika; legen wir nie für Claverei das Votum in die Urne, sind wir immer die ausdauernden, beständigen Freunde der Freiheit, dann werden wir dem verständigen und gebildeten Amerikaner, — und nur um das Urtheil solcher Amerikaner kümmern wir uns, — Achtung und Zuneigung abnöthigen.

### Lyndjustiz in Wisconsin.

Während sonst nur der sonnige Süden und Californien Lyndjustiz auszuüben pflegen, jene wilden, halbbarbarischen Länder, mit rohen Sitten und ungezügelten Leidenschaften, so tritt jetzt auch Wisconsin, das halbdeutsche, civilisirte, Künste und Wissenschaft liebende Wisconsin auf den Schauplatz des Faustrechtes und der Barbarei. Die Veranlassung, weshalb Richter Lynch in Wisconsin dem legalen Gange der Gerichte vorkam, ist wenig ehrenvoll für die daran Betheiligten. Die Todesstrafe ist in Wisconsin abgeschafft, und ein Theil des Volkes scheint mit dieser Humanität des Gesetzes unzufrieden zu sein. Zwei zu lebenswierigem Gefängnisse verurtheilte Mörder wurden vom Volke den Behörden entrissen und nach verschiedenen Mißhandlungen aufgehängt. Der zweite dieser beiden Fälle ereignete sich in Westbend, in der Nähe von Milwaukee, in einem fast vollständig deutschen Settlement, und wurde, wie die Milwaukee-Zeitungen berichten, hauptsächlich von Deutschen ausgeführt. Was für eine Sorte Deutscher müssen diese Menschen sein? Wir bedauern sehr, daß in diesen Tagen der nativistischen Aufregung der amerikanischen Bevölkerung ein solches Beispiel von Rohheit und Grausamkeit von Seiten der Deutschen präsentirt wird. Wenn die betrunkenen Miner in Californien, die recht- und geschlossenen Grenzbewohner der Wildniß, die kein Recht und keine Humanität anerkennenden Sklavenhalter des Sudens am Lyndgericht und am Hängen einen besondern Spaß finden, so kann man sich dies erklären; aber Deutsche sollten doch den Ruhm der Geseßlichkeit und Humanität, den das deutsche Volk genießt, nicht auf diese Weise beschmutzen. Wir wollen hier nicht die alte Frage von der Zulässigkeit der Todesstrafe untersuchen. Wie wir im Allgemeinen gegen diese Strafart sind, so glauben wir besonders, daß sie auf Wisconsin durchaus keine Anwendung findet, weil in diesem Staate ein friedliches und ruhiges, meist ackerbauendes Volk wohnt, welches keine Schaffote und Henker nothwendig hat. Die Geseßgebung war denn auch so human, die Todesstrafe abzuschaffen, und man kann nicht sagen, daß durch diese Milde des Gesetzes die Zahl der Mordthaten vermehrt worden wäre. Allerdings ist eine Lücke in der Geseßgebung, welche eine Ausfüllung verdient. Nach der Constitution Wisconsin's können bei allen Verbrechen, Kapitalverbrechen ausgenommen, Bürgschaften zugelassen werden, und da es nach der Interpretation der Juristen in Wisconsin nach Aufhebung der Kapitalstrafe keine Kapitalverbrechen mehr gibt, so wurde auch bei Mördern Bürgschaft zugelassen. Dies ist ein Fehler, welcher indessen leicht abgeändert werden kann. Mit dem vorliegenden Falle hat denn auch dieser Fehler der Geseßgebung nichts zu thun. In Westbend war kein Mörder, der unter Bürgschaft freigege-

ben wurde; das Opfer der Volkswuth war zur gesetzlichen Strafe verurtheilt und sollte in das Staatsgefängniß abgeliefert werden. Das Verbrechen mag noch so scheußlich gewesen sein; wir denken, das Volk, das den unglücklichen, wehrlosen Gefangenen erhängte, beging ein noch größeres Verbrechen. Wahrscheinlich stecken hinter der ganzen Geschichte einige Aemterjäger, die durch Aufhebung der Abschaffung der Todesstrafe politisches Kapital machen wollen. Wir erinnern daran, daß das County, worin die That geschah, ein vollständig demokratisches County ist. Schon in der vorigen Legislatur wurde von demokratischer Seite der Antrag auf Wiedereinführung der Todesstrafe gestellt, und es ist vorauszusehen, daß der Vorfall in Westbend zu neuen Behreien in dieser Beziehung Veranlassung geben wird.

Wir bedauern die ganze Geschichte, denn sie gereicht den Deutschen Wisconsin's nicht zur Ehre. Wir wissen nicht recht, woher es kommt, daß so viele gebildete, freisinnige Deutsche, wie Wisconsin zählt, es zugeben können, daß das deutsche Element sich oft auf eine Stufe mit den Irländern stellt und sich in einer ziemlich ordinären Haltung zeigt. Wir denken noch immer, daß die Deutschen in Wisconsin berufen sind, das Deutschtum in des Wortes bester Bedeutung zu Ehren zu bringen, denn es ist viel Intelligenz und guter Wille vorhanden. Aber dann dürfen solche Sachen nicht mehr vorkommen. Der Fehler scheint wohl nächst der Hunkerei daran zu liegen, daß die intelligenten und freisinnigen Deutschen in Wisconsin sich allzusehr bei Seite halten und die große Masse sich selbst überlassen. Möge der besprochene Vorfall die Deutschen Wisconsin's überzeugen, daß hierin eine Aenderung stattfinden muß.

Nichts kann lächerlicher sein, als diesen Vorfall mit dem Gloverfalle in Parallele zu stellen, wie es die Wisconsin Hunkerzeitungen thun. In letzterem Falle war es darum zu thun, die Habeas-Corpus-Akte gegen die Willkührlichkeiten der Ver. Staaten Beamten und des Eclavenauslieferungsgesetzes durchzusetzen; es war darum zu thun, eine Brutalität zu verhindern und einen Akt der Humanität auszuführen. In Westbend aber wurde sowohl die Humanität, wie das Recht verletzt und Scheußlichkeiten begangen, welche sich eher für Kannibalen, als gebildete Menschen ziemen.

Wir hoffen, daß eine strenge Untersuchung und Bestrafung die Schuldigen treffen möge!



## Hegel im Widerspruch mit sich selbst.

Wir finden im „Pionier“ vom 12. August eine Notiz „Hegels Tod“ von Arnold Ruge, welche einen sehr interessanten Beitrag zur Geschichte der Hegel'schen Philosophie enthält. Der Rechtsprofessor Gans, einer der fähigsten Schüler Hegels, steht hier als ein Rival seinem berühmten Meister gegenüber, welcher Hegels Philosophie besser verstand und ihr eine größere Bedeutung gab, als Hegel selbst. Wir haben schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß Hegel selbst nicht die große Tragweite seiner Methode im ganzen Umfange begriff, daß er sowohl in der Naturphilosophie, wie in der Rechts- und Staatsphilosophie oft seine eigene Methode nicht anzuwenden wagte, oder, wie Ruge sagt, „von sich selbst abfiel.“ In der Naturphilosophie findet man oft ein willkürliches Schematisiren und Construiren, welches mit den Thatsachen der Natur ebenso, wie mit der Hegel'schen Logik selbst in Widerspruch steht. Wir erinnern nur an die bekannte Anekdote, wie Hegel den mühsamen Beweis lieferte, weshalb es zwischen Mars und Jupiter keine Planeten gebe, und wie, nachdem der Beweis geliefert war, die ersten Planetoiden zwischen Mars und Jupiter entdeckt wurden. Ueberhaupt ist die Naturphilosophie Hegels schwer verständlich und hat einen dunkeln, abstrusen Stil, der merkwürdig von seiner herrlichen Diktion in der Phänomenologie u. andern Schriften absteht. Es ist deshalb seine Naturphilosophie von den Naturforschern, wie von den Philosophen, vielfach lächerlich gemacht worden, und man gewöhnte sich in den chemischen Laboratorien, wie in den physikalischen Kabinetten daran, Hegels Naturphilosophie als ein monströses Un Ding zu verschreien, welches den Beweis liefere, daß die Philosophie sich nicht mit den Naturwissenschaften abgeben dürfe. Liebig, Mulder und andere große Naturforscher machen es ihren Schülern zur Pflicht, keine Philosophie zu treiben. Und doch ist gerade die Methode der Hegel'schen Philosophie die Befreiung der Naturwissenschaften geworden; die großen Fortschritte, welche unser Jahrhundert auf diesem Gebiete errungen hat, sind hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß Hegel die Leute gelehrt hat, den Begriff der Dinge aus den Dingen selbst herzuleiten, daß er den Begriff der Transzendenz mit der Immanenz vertauschte, daß er die Lehre der innern Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit zur allgemeinen Geltung brachte. Der große Schritt, den Hegel gethan hat, ist, daß er zeigte, wie die Methode der Wissenschaft identisch ist mit dem Inhalte derselben, wie das Prinzip und die Entwicklung ein und dasselbe ist, wie jede einzelne Gedankenbestimmung sich selbst durch ihren eigenen Widerspruch zu einem Systeme entwickelt. Jeder Begriff bei Hegel hat die Kraft der Bewegung und Fortpflanzung; überall erzeugt ein Widerspruch den andern; überall ist Leben

und Thätigkeit. Der zweite Theil der Logik, in welchem die Reflexionsbestimmungen behandelt werden, ist besonders für die Naturwissenschaften von der größten Bedeutung gewesen: hier werden die Verhältnisse zwischen Ursache und Wirkung, Kraft und Erscheinung, Grund und Folge, Inneres und Aeußeres u. s. w. mit einer großen Meisterchaft behandelt. Das abstrakte Auseinanderhalten dieser Reflexionsbestimmungen hatte bisher den größten Plunder von Phrasen und Redensarten hervorgebracht. Wenn Hegel auf dem Gebiete der Naturwissenschaften nicht so frei und kühn verfuhr, und so große Resultate erzielte, wie es die neueren Naturforscher gethan, wenn er selbst die großen Erfolge seiner Methode nicht abnte: so ist dies gewiß kein Grund, daß die Empiriker über ihn herfallen und ihn verspotten.

Mehr noch, wie in der Naturphilosophie, scheint Hegel in der Rechtsphilosophie sich verirrt und blamirt zu haben, denn hier ist er, statt ein kühner Forscher und ein rücksichtsloser Kritiker, ein königlich preussischer Professor, dem die ganze Weltgeschichte nur wegen der Tyrannie Hohenzollern gemacht zu sein scheint. Ein genauer Freund des Kultusminister Altenstein, ein besonderer Schübling des Kronprinzen, quälte er sich, die Willkürherrschaft der preussischen Dynastie philosophisch zu rechtfertigen. Hier steht Hegel im größten Widerspruche zu sich selbst. Eine Zeit lang wurde seine Philosophie denn auch in der That die königlich preussische Staatsphilosophie genannt, und der so vielfach mißverständene Satz: „was wirklich ist, das ist vernünftig“ gab Hegels Feinden Anlaß, ihn der Servilität und des Quintismus zu beschuldigen. Die Anekdote, welche Duge über sein Verhältniß zu Gans erzählt, ist eine treffliche Illustration zu dem Verhältniß zwischen Hegel und seiner eigenen Philosophie; man sieht, daß er sich vor seiner eigenen Wissenschaft fürchtete, und seinen Schülern gräm war, welche seine Lehre besser verstanden, als er selbst. Denn die Hegel'sche Methode, weit entfernt, zum Conservatismus und Quietismus in der Politik zu führen, ist voll negirender und destruktiver Tendenzen; diese Theorie der Widersprüche ist von dämonisch-vernichtender Gewalt, und von entschieden revolutionärem Charakter. Dies hat auch die Geschichte der Hegel'schen Philosophie bewiesen; bald nach dem Tode Hegels spaltete sich seine Schule in die Althegeleaner, — Gabler, Götschen, Hinrichs ufm. — und in die Junghegeleaner mit ihren revolutionären und atheisistischen Tendenzen. Die Junghegeleaner machten die Philosophie populär und man kann sagen, daß seit den Tagen der Reformation, seit den Umwälzungen der französischen Encyclopädisten, die Sache der Autorität und des Dogmas durch nichts so heftig und gründlich angegriffen ist, wie durch die Bestrebungen der Junghegeleaner. Unter diesen sind besonders die „deutschen Jahrbücher“ von Arnold Ruge zu erwähnen, welche die Hegel'sche Philosophie in die Tagesliteratur und die politischen Debatten einführte.

Daher ist auch in d. m. jetzigen reaktionären Deutschland die Hegelsche Philosophie, einst die preussische Staatsphilosophie, geächtet und wer von ihrem Geiste durchdrungen ist, kann sich von vornherein auf Verfolgungen und Belästigungen aller Art gefaßt machen. Trotzdem oder vielmehr deshalb ist doch das ganze gebildete Deutschland in der Lehre dieser Philosophie erzogen und von dem Geiste derselben durchdrungen, so daß man heute kaum mehr von einer Hegel'schen „Schule“ spricht, sondern diese Philosophie als die wissenschaftliche Grundlage der modernen Weltanschauung betrachtet, die allgemeine Atmosphäre jeglicher Bildung und Aufklärung.

### Volkserziehung in Preußen.

Währe: d aufgeklärte Schulmänner in Amerika da: preussische Schulwesen als Muster und Vorbild für Amerika aufstellen, scheinen in Preußen se bñ Veränderungen mit dem Schulwesen vorzugehen, welche ebenso wenig zu dem guten Rufe, den dasselbe erlangt hat, wie zu den Fortschritten der Wissenschaft in diesem Jahrhundert passen. Wir haben angeführt, wie in England und Amerika das Schulwesen sich hebt, wie die Wissenschaft sich immer mehr verallgemeinert und unter die Massen dringt, und bedauern, daß wir nicht ein Gleiches von dem Staate sagen können, den man vorzugsweise den Staat der Intelligenz nennt. Allerdings datiren diese Reaktionsversuche auf dem pädagogischen Gebiete schon seit länger Zeit, schon vor dem Regierungsantritt des jetzigen pietistischen Königs, aber niemals sind sie so offenkundig und schamlos an den Tag getreten, wie in d. r letzten Zeit. Die Reaktion erstreckt sich gegen alle Klassen des Unterrichtes, vornehmlich aber gegen die Schullehrerseminarien und Realschulen. Die Schullehrerseminarien sind die Normalschulen für den ganzen Volksunterricht; ein gebildeter, aufgeklärter, unabhängiger Schullehrerstand ist die beste Garantie einer guten Volkserziehung, und man bemühte sich auch früher, namentlich unter dem Kultusministerium Altenstein, welcher bei den preussischen Schulmännern noch immer im guten Andenken steht, einen solchen zu erzielen. Die Resultate, welche n einzelnen dieser Anstalten, besonders in Berlin unter Leitung des Berühmtesten der jetzt lebenden Pädagogen, Diesterweg, erzielt wurden, waren außerordentlich; die preussischen Volksschullehrer, welche aus diesen Anstalten hervorgegangen waren, zeichneten sich durch Kenntnisse, Erfahrung in ihrem Fache, und besonders durch eine gewisse Unabhängigkeit der Gesinnung aus, welche d. n Geistlichen, die immer noch ihre Hände in das Schulwesen zu mischen hatten, nicht gefiel. Der Volksschullehrer ist ein bedeutender Mann im

Staate; er steht dem Volke von allen Dramen am nächsten, und gibt der Zukunft desselben das Gepräge. Als daher die pietistischen Einflüsse in Preußen überwiegend wurden, suchte man zunächst dem Schullehrerstande den Fuß auf den Nacken zu setzen. Die Seminare wurden aus den großen Städten in kleine, reaktionäre Nester gelegt, — so das Seminar von Berlin nach Köpenik — und mit klösterlicher Abgeschlossenheit und mönchischem Zwange umgeben. Während früher der Schullehrer eine gewisse Freimüthigkeit und Unabhängigkeit zeigte, die zu dem wichtigen Amte, welches er bekleidet, nothwendig ist, wurde Demuth und Unterwürfigkeit die Hauptsache, die in den Seminarien gelehrt wurde, und eine pietistische Verdauungsmethode an die Stelle der Pestalozzi'schen und Diesterweg'schen Methode gestellt. Diesterweg selbst wurde abgesetzt. Den Geistlichen wurde der größte Einfluß auf die Schulen gestattet; sie behandeln die Schullehrer wie ihre Domestiken; es wurde für den Mann von Charakter vollständig unmöglich, in dieser Abhängigkeit und Rechtslosigkeit den Pfaffen gegenüber zu stehen. Die Unterrichtsstunden für Religion wurden vermehrt, natürlich auf Kosten anderer Unterrichtsgegenstände. Bibel, Bibel und immer Bibel, heißt es in Preußen, wie in Amerika. Die Schullehrer werden unter die genaueste Controle der Geistlichen gestellt; ihre Wohnungen werden durchsucht, ihre Bibliothek censirt und ihr Privatleben bespionirt. Nur Lohnbiener und Heuchler können es noch in diesem Stande aushalten. Das Maas der Unterrichtsgegenstände für die Volksschule wird immer mehr und mehr beschränkt; in den Naturwissenschaften kommt man nicht über die allgemeinste Klassifikation hinaus, und von der Geschichte wird nur biblische und königl. preussische Geschichte gelehrt. Die Schulrätthe an den einzelnen Regierungen, früher freisinnige, philosophische Männer, sind jetzt durch Pietisten ersetzt, welche bei ihren Inspektionsreisen jedem noch einigermaßen freisinnigen Lehrer Verderben drohen.

Nächst der Schullehrerseminare sind die Realschulen von der Ungunst der Machthaber verfolgt. Die Existenz dieser Schulen datirt erst seit kurzer Zeit, seit etwa zehn Jahren, und die Stiftung der ersten dieser Anstalten wurde mit ungetheiltem Jubel begrüßt. Wenn man irgend etwas ein Zeitbedürfniß nennen kann, so sind es für einen Staat, wie Preußen, Schulen, wo die gewerblichen Wissenschaften gelehrt werden. In den Gymnasien walten mehr die historischen, sprachlichen und philosophischen Wissenschaften vor, aber die Realschule ist den chemischen, physikalischen, mathematischen, technischen Wissenschaften gewidmet. Wie diese Wissenschaften aber selbst der Autorität und dem Dogma zuwider sind, so auch erweisen sich die Realschulen in den Augen der preussischen Pietisten und Bürokraten als staatsgefährlich. Es ist nicht genug alter Hopf in diesen Schulen. In denselben werden auch junge Männer erzogen, welche nicht auf die Krippe des Staats angewiesen sind, Ingenieure, Architekten, Maschi-

nisten, Techniker, die unabhängig vom Staate einen bürgerlichen Beruf zugewiesen sind. Die Realschulen sind also in jeder Beziehung eine Pflanzschule der Unabhängigkeit. Die Gymnasien bieten zwar auch dem jungen Mann viel gefährlichen Stoff, die Lehren der Geschichte, die Dichtungen der griechischen und römischen Heiden, die klassische Literatur und die Schriften Lessings, Hegel's u. s. w.; aber die auf den Gymnasien erzogenen Leute kriechen nachher von Examen zu Examen in den Stall der königl. preussischen Burokratie, wo sie vor jedem Anfall von Freisinnigkeit sicher sind. Die Realschulen, von denen jede Provinz eine besaß, standen ursprünglich in gleichem Rechte mit den Gymnasien, u. das Entlassungszeugniß aus derselben befähigte ebenso, wie ein Abiturientenzeugniß des Gymnasiums, zum Besuche der höheren Unterrichtsanstalten, der Universitäten, der Bauerschule u. s. w. Diese letztere Bestimmung ist indessen aufgehoben, und muß also Jeder, der eine Universität besuchen will, sein Examen im Gymnasium und in den dort gelehrt werdenden Fächern machen. Die Realschule befähigt nicht einmal zum Besuche rein technischer Anstalten, wie der Bauerschule. Durch diese Zurücksetzung sind also die Realschulen ganz in den Hintergrund zurückgedrängt, indem alle diejenigen, welche weitere Studien machen wollen, gezwungen sind, die Gymnasien zu besuchen. Die Gymnasien selbst erfreuten sich gegenwärtig großer Frömmigkeit; zu Direktoren werden Pietisten gewählt; der Weg zum Lehramt führt durch die Kirche, und Gottesfurcht verhilft zum Avancement.

Die älteren Lehrer, der Mehrzahl nach kenntnißreiche, einsichtsvolle Männer, treten, müde des Unfugs, zurück, lassen sich pensioniren oder gehen nach Amerika. Unter den jüngern Lehrern findet man, wie unter den jüngern Beamten Preußens überhaupt, eine große Servilität und Augendienerei; man will avanciren und ist dafür zu Allem zu gebrauchen. Je eifriger auf den Universitäten Freiheitslieder gesungen werden, desto frömmere und demüthiger zeigt man sich nachher. Der Preussische Beamtenstand ist die hohe Schule der Corruption, namentlich in den letzten Jahren, wo das Fortkommen nicht mehr so sehr von Kenntnissen und Leistungen, als von der Gesinnung oder vielmehr Gesinnungslosigkeit abhängt. Früher, vor der Revolution, gab es in Preußen noch einen unabhängigen Richterstand und ein Lehrpersonal, das seines Gleichen nicht in der Welt hatte. Aber mit dem unabhängigen Richterstand scheint auch das aufgeklärte, humane Lehrpersonal verschwunden zu sein.

Daß die Universitäten auch unter dieser pietistischen Reaction leiden, ist erklärlich. Der wahre wissenschaftliche Geist, der philosophische Geist ist verschwunden und hat einem trockenen, pedantischen Notizenkram und einer confusen, romantisch-verhimmelten Doctrin Platz gemacht. Männer, wie Stahl, Keller u. s. w., sitzen auf den Lehrstühlen, die Fichte und Schelling kommen haben. Ein vollständiger Austrottungskrieg ist gegen

die Philosophie gerichtet, und auch die Naturwissenschaften dürfen nicht zur Darlegung ihrer Consequenzen schreiten. Allerdings ist Alexander von Humboldt der Freund des Königs, aber man merkt seinen Einfluß weder auf der Berliner Universität, noch anderswo. Es gilt, auf den Universitäten Beamte zu dressiren, nicht aber wissenschaftliche Männer zu erziehen. Die Vertreter der modernen Richtung in Philosophie, wie Naturwissenschaften, sind von den Universitäten entfernt; Leute, wie Feuerbach, Vogt, Moleschott leben als Privatleute, und andere, wie Fischer aus Tübingen, der Jurist Temme, sind von schweizerischen Universitäten acquirirt. Ueberhaupt benutzen die schweizerischen Lehranstalten, vor Allem die Universität Zürich und das eidgenössische Polytechnikum, die Gelegenheit, sich mit deutschen Lehrkräften zu bereichern; ein Verfahren, das der Schweiz seit jeher ihre besten Denker und Lehrer gebracht hat.

Nun, die Reaction mag in Preußen noch so toll wüthen und noch so bedauernswerthe, unersetzliche Verluste auf dem Gebiete des Schulwesens hervorbringen; die Bildung im preußischen Volke steht zu fest, als daß die modernen Wöllner den Staat der Intelligenz wieder bigott und pfäffisch machen könnten. Das Volk wächst der Regierung über den Kopf, und die Wissenschaft ist mächtiger, wie Manteuffel und seine Sippschaft.

---

### Literarische Bemerkungen.

Wir haben das Eingehen zweier Zeitungen zu bemerken, der „Quincy Tribune“ und des „Columbus Volkstribun.“ Beide Zeitungen waren Gegner der Slavery und ihrer Partei, der Democratie. Herr Kössler von der „Quincy Tribune“ war in weiteren Kreisen bekannt, und es ist vorauszusehen, daß er bald wieder Gelegenheit findet, seine ehrenvolle Laufbahn fortzusetzen. Sein Abschiedswort hat uns wehmüthig gestimmt; es liegt ein stummer Vorwurf darin gegen ein Volk, das die Männer der Wissenschaft und der Freiheit gleichgültig zu Grunde gehen läßt. Die Ursache, daß die „Tribune“ eingehen mußte, ist, daß die Whigpartei dem Blatte ihre contractlich verpflichtete Unterstützung entzog, und so sehr wir Herrn Kössler's Unfall beklagen, können wir ihm nur dazu gratuliren, daß er jetzt gänzlich von Parteibanden befreit ist. Wenn wir ihn wieder auf dem Kampfplatze sehen, wird hoffentlich seine Stellung eine ganz unabhängige und selbstständige sein.

Der „Volkstribun“ hat zwar in der letzten Zeit manche Schwankungen gemacht, aber es im Ganzen gut gemeint. Aus den Abschiedsworten des Herausgebers scheint übrigens hervorzugehen, daß die deutsche Freiheitspar-

tei in Columbus nicht sehr viel werth ist. Doch mögen die dahin zielenden Bemerkungen vielleicht aus einer persönlichen Verbissenheit des Herausgebers hervorgehen.

Herr Benschlag, von der „Freien Presse in Indiana,“ will eine Schul- und Jugend-Zeitung herausgeben, ein Plan, dem wir unsern Beifall nicht versagen können. Doch wird das Unternehmen Geld und Geduld erfordern.

Während die freisinnigen deutschen Zeitungen, freilich die große Majorität der deutsch-amerikanischen Zeitungen, oft ein armseliges Leben führen, — wir sind der Ansicht, daß zu viele der kleinen westlichen Blätter existiren, — führen die Hunterblätter ein fröhliches Leben. Trotzdem ist es eine seltsame Erscheinung, daß dieselben große Berlegenheit haben, Redacteurs zu bekommen. Die Ansprüche an Talent, Kenntnisse, Gesinnung und Character, welche die Besitzer solcher Zeitungen und ihr Publikum machen, scheinen zu groß zu sein, als daß man hinlänglich qualifisirte Leute fände. Gegenwärtig stehen zwei demokratische Zeitungen verwaist, der „Michigan Democrat“ und „Philadelphia-Democrat.“

### Rückverlegung der „Atlantis“ nach Detroit.

Die „Atlantis“ wird abermals wandern und zwar an den Ort zurück, an welchem sie zuerst erschienen ist, nach Detroit. Die Gründe des Umzuges bestehen darin, daß Herr Schimmel, der Besitzer des „Michigan-Volksblattes,“ mich eingeladen hat, neben der „Atlantis“ auch die Redaction des „Volksblattes“ zu führen, und nach einem billigen Vertrage Redactionsarbeit gegen Satz- und Druckarbeit umzutauschen. Dadurch vermindern sich die Kosten der „Atlantis“ bedeutend, und deshalb glaubte ich, auf das Arrangement eingehen zu müssen. Denn die Publikation der „Atlantis“ war bisher mit fortwährenden pekuniären Schwierigkeiten verbunden, die sich leicht so aufeinander häufen konnten, um mich wiederum an der Fortsetzung des Blattes zu hindern. Trotz der dankenswerthen Bemühungen vieler Freunde und der meisten Agenten kam es doch dahin, daß ich immer zwei bis drei Monate mit meinen Zahlungen zurück war, denn Viele unter den Abonnenten und auch mehrere Agenten hielten und halten es vollständig für überflüssig, mir die fälligen und rückständigen Gelder einzuschicken. Ich werde die Namen derselben, namentlich die Namen der nachlässigen Agenten, nächstens veröffentlichen, stelle aber noch die letzte Frist bis zum Ende dieses Monates, um zu erfahren, wie weit eigentlich die Nachlässigkeit gegen mich getrieben werden soll. Wenn die

Hälfte der Abonnenten die „Atlantis“ regelmäßig bezahlten, entweder direct per Post an mich oder an die Agenten, und ich regelmäßig in den Besitz des Pränumerationspreises gesetzt würde; so hätte ich niemals wieder nothwendig, das Publikum mit diesen Weltgeschichten zu behelligen. Ich erwarte übrigens jetzt die Einsendung der schuldigen und fälligen Beträge, da ich bei meiner Abreise von hier noch einige Zahlungen zu machen habe. —

Die Atlantis erscheint regelmäßig und ohne Unterbrechung dort; ich habe mit den Eigenthümern des „Michigan Volksblattes“ über den Satz und Druck des Blattes einen Vertrag abgeschlossen, der mich in den Stand setzt, die größte Pünktlichkeit bei der Herausgabe zu besorgen. Die Redaction des Volksblattes wird mich nicht hindern, der Redaction der „Atlantis“ den nöthigen Fleiß zuzuwenden. Ich muß eben durch doppelte Arbeit mit die Stellung sichern, die manche Andere sich durch Hunkerei und Lohndienerei sichern. Längst schon hatte ich vor, mit der „Atlantis“ ein anderes Blatt zu verbinden, so in Chicago die „Krisis“, in Dubuque die „Jowa-Staatszeitung“, in Cleveland der „American liber“, es wird am Ende denn doch wohl glücken. Ich mag die Atlantis nicht aufgeben; ich denke, sie kann manches Gute leisten, und bei Gelegenheiten, wie bei der nächsten Präsidentsenwahl, von nützlichem Einfluß sein; ich kann auch noch immer die Hoffnung nicht aufgeben, daß am Ende doch das Blatt sich ein sicheres Terrain verschaffe. Darum bin ich zu jedem Opfer bereit, um dem Blatte das Leben zu erhalten. Mögen diejenigen Abonnenten der Atlantis, die mich in diesem Bestreben unterstützen wollen, die sich jetzt darbietende Gelegenheit benutzen. Wenn nur von den tausend Abonnenten, welche die Atlantis jetzt zählt, 200 ihr jährliches Abonnement direct an mich abschicken würden, so könnte mir dies jedes weitere Wort ersparen.

Ich kann nicht verhehlen, daß ich gern nach Detroit zurückkehre; dort habe ich brave Freunde und bin noch am wenigsten in Amerika dort fremd. Die Stadt und auch die deutsche Bevölkerung in derselben nimmt einen schnellen Aufschwung, und huldigt im Allgemeinen freisinnigen Tendenzen. Ich hoffe, mit dieser deutschen Bevölkerung voranzugehen auf dem betretenen Wege. Der Westen bietet doch immer noch ein dankbares Terrain und hat eine schöne Zukunft; wir Deutsche müssen mit an dieser Zukunft arbeiten.

Die Rundreise um die Seen, welche die „Atlantis“ in den letzten Jahren gemacht hat, ihr Aufenthalt in Milwaukee, Chicago und Cleveland war insofern für mich sehr nützlich, weil ich Land und Leute kennen lernte und mich in der Politik der westlichen Staaten orientirte. Michigan, Wisconsin, Illinois und Ohio, alle diese Staaten bieten ein höchst anziehendes Schauspiel wachsender Kraft. Jeder dieser Staaten unterscheidet sich auf eine auffallende Weise von den andern, und hat sich in verhältnißmäßig





kurzer Zeit zu einer bestimmt ausgeprägten Individualität herangebildet. Die Ohio-Politik ist eine andere, wie die Wisconsin-Politik, und in Michigan liegen andere Bestrebungen vor, als in Illinois. Aber durch alle diese verschiedenen Tendenzen, Richtungen und Bestrebungen schlingt sich, wie ein rother Faden die Absicht hindurch, eine nördliche Politik und eine nördliche Partei zu bilden; in dieser Beziehung steuern alle westlichen Staaten Einem Ziele entgegen. Ohio nimmt darunter den hervorragendsten Platz ein, und wir brauchen wohl nicht zu sagen, daß wir uns auch ferner mit der interessanten und bedeutungsvollen Politik dieses Staates beschäftigen werden. Aber es sind verhältnismäßig schon viele freisinnige Deutsche Blätter in Ohio; in Michigan dagegen steht das „Michigan Volksblatt“ allein, das unter meiner Redaktion denselben Cours steuern wird den es bisher eingeschlagen hat, die Richtung, welche die Atlantis auch vertritt.

Die Abonnenten der „Atlantis“ mögen mir des nochmaligen Umzuges wegen nicht großen; die „Atlantis“ ist dadurch sicherer, wie jemals, gestellt, und wenn vielleicht auch das nächste Heft sich um 4—5 Tage verzögern sollte, so wird man dies entschuldigen, wenn ich die Versicherung gebe, daß bis zum 1. December dieses Jahres alle Hefte ausgegeben sind.

Ich verlasse das freundliche Cleveland, den schönen Erie-See und einige Freunde nicht gleichgültig; aber ich vertraue, daß diese Freunde mich immer noch zu den ihrigen zählen werden.

Briefe möge man bis zum ersten September nach Cleveland, Drawer 16, senden; später nach Detroit, an meine alte Box: 1040.

Cleveland, den 17. August 1855.

**Christian Effelen.**

*✍* Der Herausgeber der „Atlantis“ wird vor seiner Abreise nach Detroit Cincinnati besuchen, und sind die dortigen Freunde gebeten, ihn in der Verbreitung seines Blattes zu unterstützen.

*✍* Von den Agenten erwarte ich in den nächsten Tagen Abrechnung und Zahlung der Rückstände.

*✍* Die Cleveland Abonnenten der „Atlantis“ sind höflichst ersucht vor meiner Abreise an mich oder an Herrn Schröder (Office: Beavis und Müller,) die rückständigen und fälligen Abonnements zu zahlen. Herr Schröder übernimmt die Agentur für Cleveland.



## Inhaltsverzeichnis.

1. Die nächsten Zwatzenablen in Ohio.
  2. Praktisch.
  3. Die Nidewasser und die Feisfäulen.
  4. Das Slavenanlieferungsgeheim in Preußen.
  5. Agrarische Zustände.
  6. Sind wir „fremd“ in Amerika?
  7. Der Ausdruck des Besiu (nach Diderot's Konjektur-Verbs.)
  8. An den Niagarafällen.
  9. Aus der nächsten Nähe. (Eine Erzählung.)
  10. Schwärzigeide Postul.
  11. Dominismus und Pessimismus.
  12. Die Absehung Noeder's.
  13. Die Defection der Krom-Vochungs in Ohio.
  14. Der Riot in Louisville.
  15. Continuität in Wisconsin.
  16. Regel im Widerspruch mit sich selbst.
  17. Bollverziehung in Preußen.
  18. Ueberworte Bemerkungen.
  19. Verlegung der „Atlantis“ nach Detroit.
- Die Epitome sind alle Artikel der „Atlantis“, welche nicht besonders gezeichnet sind.

Schreiben Sie.